



Batschkaer Spuren



Ungarndeutsche Nachrichten aus Baje/Baja

Nr. 38
März 2015
Jahrgang 11



Foto: Manfred

Schwabenball 2015 im Ungarndeutschen Bildungszentrum



UBZ-Schwabenball 2015



Registration bei der Vollversammlung des Deutschen Kulturvereins Batschká



*Kirche
in
Schomberg
und
Wemend*



Landesgala der Ungarndeutschen

Am 11. Januar wurde in der Anwesenheit des Staatspräsidenten **János Áder** und der Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland **Lieselore Cyrus** die traditionelle Festgala der Ungarndeutschen im Budapester Kongresszentrum veranstaltet. Traditionsgemäß wurde die Veranstaltung vom Vorsitzenden der Landesselbstverwaltung **Otto Heinek** eröffnet.

Im Folgenden veröffentlichen wir den vollen Text seiner Rede.



Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Landsleute, ich begrüße Sie, Euch alle recht herzlich an unserer 19. Landesgala und wünsche ein gutes, erfolgreiches neues Jahr, das hoffentlich weniger hektisch als das vergangene sein wird!

Erlauben Sie mir, dass ich einige unserer Gäste auch namentlich begrüße:

Megkülönböztetett tisztelettel köszöntöm körünkben rendezvényünk fővédnökét,

Áder János köztársasági elnök urat! Elnök Úr, köszönjük, hogy elfogadta a felkérésünket és együtt innepel velünk!

Es ist uns eine große Ehre, dass wir die Botschafterin der Bundesrepublik Deutschland, Frau Lieselore Cyrus willkommen heißen können. Frau Botschafterin, danke, dass Sie den heutigen Nachmittag mit uns verbringen. Ebenfalls herzlich begrüßen möchte ich Frau Dr. Susanne Gerner, die Fünfkirchner Honorarkonsulin der Bundesrepublik Deutschland.

Ich begrüße Frau Dr. Elisabet Sándor-Szalay, die für Nationalitätenrechte zuständige Stellvertreterin des Ombudsmanns. Es freut uns, dass Sie wieder unser Gast sind!

Tisztelettel köszöntöm az evangélikus egyház képviselőtében Gáncs Péter elnök-püspök urat! Püspök úr, köszönjük, hogy elfogadta a meghívásunkat!

In seiner neuen Funktion, als unseren Sprecher im ungarischen Parlament begrüße ich Herrn Emmerich Ritter! Ich heiße unseren Landsmann Klaus Loderer, den Vorsitzenden der Landsmannschaft der Deutschen aus Ungarn herzlich willkommen!

Örülök, hogy elfogadta meghívásunkat Rónayné Slaba Ewa asszony, az Országos Lengyel Önkormányzat elnöke és Hegedűs István úr, az Országos Roma Önkormányzat elnöke.

Ich heiße alle Ehrengäste, die Vertreter der Medien und nicht zuletzt die Musiker, Sänger, Tänzer, Schauspieler, die unser Programm gestalten werden, herzlich willkommen!

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Am Anfang meiner Begrüßung habe ich uns ein weniger hektisches Jahr gewünscht. Dabei habe ich vor allem an die zwei Wahlen gedacht, an denen wir auch aktiv beteiligt waren und die sehr viel Zeit und Energie in Anspruch genommen haben.

Wie wir alle wissen, sind wir bei den Parlamentswahlen mit dem Ziel angetreten, dass wir einen ungarndeutschen Abgeordneten in die Nationalversammlung wählen. Dieses Ziel haben wir verfehlt. Die Gründe des Scheiterns liegen zum Teil am Wahlsystem, zum Teil an der zugespitzten politischen Situation, wir müssen aber auch deutlich sagen, dass wir die Mehrheit der Ungarndeutschen nicht überzeugen konnten, auf

ihre politische Stimme zu Gunsten eines Nationalitätenmandats zu verzichten.

Wir – und damit sind vor allem die Landesselbstverwaltung, die örtlichen deutschen Selbstverwaltungen, die Vereine, unsere Institutionen und natürlich unser Sprecher im Parlament gemeint – müssen also in den kommenden Jahren so arbeiten, dass ein Vollmandat bei den nächsten Wahlen erzielt werden kann. Dass es jedoch nötig und wichtig ist, im Parlament zu sein, zeigen erste Erfolge, die sich im diesjährigen Haushaltsgesetz niederschlagen: Es gibt deutlich mehr Betriebs- und Fördermittel für unsere Selbstverwaltungen und für schulische Freizeitprojekte und das konnte über den Nationalitätenausschuss erreicht werden. Emmerich Ritter hat einen maßgeblichen Anteil daran und dafür möchte ich ihm auch hier unseren Dank aussprechen!

Die Wahlen der Nationalitätenselbstverwaltungen im Herbst haben erneut unter Beweis gestellt, dass wir einheitlich auftreten, gemeinsame Ziele verfolgen können. In die Selbstverwaltungskörperschaften sind zahlreiche neue Mitglieder gewählt worden und sie, die heute das erste Mal an unserer Landesgala teilnehmen, möchte ich von hier extra begrüßen!

Meine Damen und Herren, liebe Freunde!

Auch wenn der permanente Wahlkampf einen Großteil unserer Kapazitäten in Anspruch genommen hat, ist so manches getan worden, was weniger medienwirksam und auch weniger „politisch“, für unsere Zukunft aber von besonderer Bedeutung ist. Mehr deutsche Selbstverwaltungen haben Schul- und Kindertagenträgerschaften – anders formuliert Verantwortung für die nachkommenden Generationen – übernommen und ich weiß, dass dieser Prozess auch 2015 fortgesetzt wird.

Die LdU hat 2014 ihr Bauprojekt am Valeria Koch Schulzentrum abgeschlossen, 600 Millionen Forint – zu 90% europäische Mittel – haben wir in Modernisierung und Erweiterung investiert.



Und übermorgen werden wir 62 neue bzw. überarbeitete Lehrbücher, Arbeitshefte, digitale und andere Lehrmaterialien für den ungarndeutschen Nationalitätenunterricht vorstellen, die – ebenfalls aus europäischen Mitteln – in den vergangenen zwei Jahren in Zusammenarbeit des Valeria-Koch

Schulzentrums, der LdU, der Universität Fünfkirchen, des Ungarndeutschen Bildungszentrums, der Deutschen Bühne und mehrerer Lehrbuchverlage erstellt worden sind. Ich wiederhole: 62 neue Lehrmaterialien! Eine enorme, man kann wohl ohne Übertreibung behaupten, eine nie dagewesene Investition in das ungarndeutsche Bildungswesen, wofür ich mich bei den Mitwirkenden herzlich bedanken möchte!

Liebe Freunde!

Lassen Sie mich zum Schluss noch daran erinnern, dass wir heute in einer Woche den Gedenktag der Verschleppung und Vertreibung der Ungarndeutschen begehen werden. Vor 70 Jahren – gerade in diesen Tagen und Wochen – wurden tausende ungarndeutsche Männer und Frauen in Viehwagens gesperrt und auf die lange Reise in die Arbeitslager der Sowjetunion geschickt. „Malenkij Robot“ – hieß die qualvolle, erniedrigende Sklavenarbeit, von der viele nicht mehr zurückkehren konnten. Und diejenigen, die davon noch erzählen können, werden immer weniger. Begehen wir dieses Jubiläumsjahr mit Würde, nutzen wir es zur Erinnerung und zur ehrlichen Auseinandersetzung mit der Vergangenheit! Diese Menschen, aber auch die Opfer der Vertreibungen – und nicht selten selbst ihre Nachkommen – mussten Jahrzehnte lang mit dem Stigma der Kollektivschuld leben. Gedenktage können zur Befreiung von solchen Stigmata und zur Herausbildung einer neuen, aufrichtigen Erinnerungskultur beitragen.

Tisztelt Köztársasági Elnök Úr!

Köszöntöm végén emlékeztetem arra, hogy 70 évvel ezelőtt ezekben a hetekben hurcolták el magyarországi németek ezreit a szovjet kényszermunkatáborokba, úgynevezett „malenkij robotra“, és hogy egy hét múlva lesz a magyarországi németek elhurcolásának és elűzésének emléknapja. Az emléknapok, megemlékezések fontosak, hogy végleg lerázhassuk a kollektív bűnösség stigmáját, és hogy őszinte emlékezetkultúra épüljön fel hazánkban. Ön november 25-én a szerencsi malenkij robotos emlékmű avatására küldött levelében hatalmas veszteségnek nevezte a kényszermunkára hurcoltakat, akik „dolgos, törvénytisztelő, ezt a hazát gazdagító nép tagjai voltak.” Szeretném megköszönni Önnek ezt a mondatot, úgy gondolom, fontos téglát az emlékezetkultúra építésében. És bizonyára egyetért velem abban, hogy az itt jelenlévőkre és jelen időben is igaz.

Tisztelt Elnök Úr! Kérem, szíveskedjék megtartani ünnepi beszédét!



In seiner in ungarischer Sprache gehaltenen Festrede betonte **János Ader**, dass wir Ungarndeutschen seit Jahrhunderten zu den größten Nationalitätengemeinschaften gehörten. Die Ergebnisse unserer Schaffenskraft, unseres Talents und unseres Fleißes seien in den Dörfern und Städten, in den Schulen und Kirchen sowie in den hervorragenden geistigen und

Sportleistungen zu sehen. Wir seien diejenigen, auf die man sich beim Aufbau des Landes immer habe verlassen können. Unsere kollektive Verurteilung nach dem Zweiten Weltkrieg sei nicht unsere Schuld, sondern die Schande der damaligen politischen Elite.

Als Höhepunkt der Veranstaltung wurde die höchste Auszeichnung der Ungarndeutschen, die „Ehrennadel in Gold“

an drei verdiente Persönlichkeiten Dr. Elisabeth Knab, Prof. Dr. Gerhard Seewann und Marta Stangl verliehen.



Dr. Elisabeth Knab ist aufgrund ihrer vielfältigen Tätigkeit im Nationalitätenbereich eine landesweit bekannte und geschätzte Persönlichkeit. Sie wurde in Nadwar in der Batschka geboren. Die Grundschule besuchte sie in ihrem Heimatdorf. Ihr Weg führte anschließend nach Baja, an das Leo Frankel deutschsprachige Gymnasium, und von dort zum Germanistik- und Geschichtsstudium in die damalige DDR. In Nadwar, im Elternhaus, in der Gemeinschaft der Ungarndeutschen im Dorfe, in einem „schwäbischen“ Milieu, hat sie die Liebe und Ehrfurcht zu dieser Sprache und Kultur in sich aufgesogen, jene Ehrfurcht, die sie ein Leben lang mit sich trägt. Wohin auch immer sie das Leben verschlagen hat, zog es sie immer wieder zurück in die Batschka, wo sie ihre Träume und Vorstellungen von einem ungarndeutschen Bildungszentrum in die Realität umgesetzt hat. Ein Bildungsinstitut, in dem ein hochqualifiziertes und international anerkanntes Modell der europäischen Bildungsintegration durch ihre Leitung verwirklicht wurde, an dem gleich zwei Abiturzeugnisse den Schülern ausgehändigt werden können, an dem sehr viel auf die Vermittlung von Nationalitäteninhalten gesetzt wird, wo das Nationalitätenbewusstsein der Schülerinnen und Schüler von hochqualifizierten und überzeugten Lehrern aufgebaut und weiterentwickelt wird.



Als Diplomgermanistin hatte sie mehrere Lehrbücher für den Hochschulbereich verfasst. Sie promovierte an der Universität in Fünfkirchen zu einem dialektologischen Thema. Sie organisierte zahlreiche Fort- und Weiterbildungen für Lehrerinnen und Lehrer. Sie war immer bestrebt, gut qualifizierte Deutschlehrerinnen und -lehrer als Multiplikatoren auszubilden. Dies geschah an der Hochschule

in Baja, an der Uni in Fünfkirchen und in Budapest, und zuletzt am UBZ. Zwischen 1999 und 2014 wirkte Frau Dr. Knab als stellvertretende Vorsitzende der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen. Es ging ihr auch hier, wie in allen Bereichen ihres Lebens, immer um die hohe Qualität, um das Ganze, das sie mit ihrem Weitblick immer ins Auge fasste, weil sie nicht nur an die Gegenwart, sondern vielmehr an die Folgen und Auswirkungen des Handelns zu denken pflegt. Auch ihre Tätigkeit als Bürgermeisterin ihres Heimatdorfes bereicherte sie

mit neuen Erfahrungen. Zurzeit bekleidet sie ebenfalls einen überaus verantwortungsvollen Posten, sie leitet das Personalwesen von AUDI Győr.

Frau Dr. Knáb hat die Geldprämie der Zeitschrift „Batschkaer Spuren“ gespendet.



Prof. Dr. Gerhard Seewann widmete sein auf mehrere Jahrzehnte zurückblickendes Lebenswerk der historischen Minderheitenforschung, der geschichtlichen Erschließung des multiethnischen Zusammenlebens in Ungarn und dem Karpatenbecken sowie der Erforschung der Geschichte der Deutschen in Ungarn. Seine

sich ab den 1970er Jahren entfaltete fachliche Betätigung bereicherte einerseits die bundesdeutsche und westeuropäische Geschichtsschreibung, andererseits brachte sie eine neue Sichtweise in die Länder des südlichen Mitteleuropas zu einer Zeit, in der nur eine offizielle, den tatsächlichen historischen Ereignissen und Prozessen sich verschließende „Parteiengeschichtswissenschaft“ existierte.

Seit der Wende spielte Gerhard Seewann weiterhin eine wichtige Rolle dabei, dass die von ihm vertretene objektive, von Vorurteilen befreite Sichtweise auch in der ungarischen Historiografie immer mehr Wurzeln schlug. Als Höhepunkt dieser schöpferischen Tätigkeit ist anzusehen, dass er als erster die Synthese der Geschichte der Deutschen bieten konnte, deren zwei Bände 2012 erschienen sind.

Gerhard Seewann arbeitet im Moment an einem Schulbuch für die deutschen Nationalitätenschulen Ungarns und der Nachbarländer sowie an einem Internetportal, das jedem Interessenten zur Verfügung stehen wird. Er leistete mit seinen Vorträgen und Tagungsteilnahmen ebenfalls eine wertvolle Arbeit. Durch seine wissenschaftlichen Veranstaltungen führte er die Wissenschaftler Deutschlands und der südosteuropäischen Region zusammen und verhalf ihnen aufgrund der fachlichen und menschlichen Annäherung zu einem erfolgreichen Austausch.

Dank seines Einsatzes konnten die Deutschen in und außerhalb Ungarns wieder eine Perspektive in der eigenen Geschichte erblicken, sich von den Krämpfen der vorausgehenden Zeit befreien, aus dem Zustand der Zweitrangigkeit heraustreten und ihre Identität weiter verstärken.

Gerhard Seewann ist auch in der Gegenwart engagierter Vorreiter des gegenseitigen Dialogs, des Kennenlernens und des Abbaus der Vorurteile in Deutschland und im südöstlichen Mitteleuropa.



Die Ehrennadel in Gold für das Ungarndeutschtum erhielt auch **Frau Martha Stangl**. Martha Stangl ist eine anerkannte Journalistin, die sich während ihrer ganzen Laufbahn für die Nationalitäten einsetzte. Sie ist in einer ungarndeutschen Familie in Fünfkirchen geboren, in der sie Sprache und Traditionen der

deutschen Nationalität kennen lernte.

Nach ihrem Deutsch- und Biologiestudium an der Pädagogischen Hochschule in Fünfkirchen absolvierte sie die Journalistenschule des Ungarischen Journalistenverbandes und begann 1975 als freie Mitarbeiterin beim Regionalstudio des Ungarischen Rundfunks zu arbeiten. Ab 1980 war sie Moderatorin und Redakteurin des ungarndeutschen Magazins

„Unser Bildschirm“ des Ungarischen Fernsehens. Ihre Arbeit erledigte sie stets kompetent, gewissenhaft, offen und sehr einfühlsam. Das Vorstellen alten Handwerks, die Thematisierung von Lebensgeschichten und die Bewahrung der Werte der deutschen Nationalität lagen ihr besonders am Herzen. Sie hatte eine besondere Art, Themen aufzugreifen, zu bearbeiten, und sie recherchierte mit viel Umsicht. Dadurch weckte sie nicht nur die Sympathie ihrer Interviewpartner, sondern auch die der Fernsehzuschauer. In ihren Berichten und Interviews ertönte sowohl die deutsche Sprache als auch die Mundart auf hohem Niveau. Dank ihrer Arbeit sind im Archiv von „Unser Bildschirm“ unwiederholbare Momente in Form von Dokumentarfilmen und Beiträgen zu finden: so zum Beispiel der Film über die Martinikirmes in Großnarad, Porträts über Miklós Manninger, Paul Umenhoffer, Robert König oder über den Jinker Gastlehrer Gerald Hühner. Der Film über die Architektur in Polan, ihre zahlreichen Aufzeichnungen von niveaувollen Darbietungen führender ungarndeutscher Volkstanzgruppen und Musikformationen und auch ihre Dorfsoziologien - von Farkasgyepü über Waschludt, Großnarad, Taks bis Wakan oder Khascha - lagen ihr besonders am Herzen. Ab 2000 übernahm sie auch die Aufgabe der verantwortlichen Redakteurin der Sendung „Gemeinsam“, „Együtt“ und redigierte hervorragend interethnische und interkulturelle Sendungen.

Martha Stangl trug durch ihr Schaffen enorm dazu bei, dass die Nationalitäten in Ungarn – und insbesondere die Ungarndeutschen – in weiten Kreisen bekannt geworden sind. Für ihre Reportagen bzw. für ihre journalistische Tätigkeit erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, beispielsweise den Preis „Kamera Hungaria“, das Ritterkreuz der Republik Ungarn oder den Ungarndeutschen Medienpreis.



Drei Gymnasiastinnen hatten die Ehre den Valeria-Koch-Preis entgegen zu nehmen. Unter ihnen war auch **Viktoria Göbl**, (v.r. die zweite) Schülerin des Ungarndeutschen Bildungszentrums in Baja. Viktoria Göbl lebt in Badesek, stammt väterlicherseits aus einer ungarndeutschen Familie. Sie zeichnete sich schon von Anfang an durch ihre hervorragenden Leistungen – vor allem in Deutsch und Geschichte – aus. Durch konsequente, zielbewusste Arbeit entwickelte sie sich zu den Leistungsträgern ihrer Schule. Im vorigen Schuljahr belegte sie den vierten Platz am Landeswettbewerb der Mittelschulen für Deutsch, und mit großem Engagement und Erfolg vertrat sie mehrere Male ihre Schule beim ungarndeutschen Jugendfilmfestival „Abgedreht“ des Ungarndeutschen Kultur- und Informationszentrums.

Auch in ihrer Heimatstadt setzt sich Viktoria eifrig für die ungarndeutsche Kultur- und Traditionspflege ein: sie ist Mitglied der Badeseker „Heimat“-Tanzgruppe, des

Ungarndeutschen Vereins Badeseck und beteiligt sich aktiv an den örtlichen Veranstaltungen unserer Nationalität. Sie publiziert gerne in der ungarndeutschen Regionalzeitung „Batschkaer Spuren“ und interessiert sich für Nationalitätenpolitik und allgemeine Menschenrechte.

„Meine ersten Erfahrungen mit der deutschen Sprache und meine positive Einstellung dieser gegenüber habe ich meinem Großvater zu verdanken“, äußerte sich Viktoria Göbl. „Wenn man gern Sprachen lernt und das Gefühl der Zweisprachigkeit jeden Tag erlebt, wächst die Begeisterung weiter und die Erfolge geben einem natürlich immer neuen Schwung.“



Anna Kovács und Blanka Berta sind Schülerinnen des deutsch-ungarischen Klassenzuges des Ungarndeutschen Bildungszentrums in Baja. Die guten Freundinnen singen sehr gerne zusammen und treten bei traditionspflegenden Veranstaltungen immer wieder mit schönem Erfolg auf. Die beiden sind nicht nur hervorragende Schülerinnen der 12. Klasse, sondern auch bestimmende Persönlichkeiten des

kulturellen Lebens ihrer Schule. „Wenn in Großmutter Stübchen“, „Ich geh so gern spazieren“, „Mein Vater war ein Wandersmann“ und „Jetzt kommen die lustigen Tage“ – aus diesen Volksweisen bestand ihr Liederstrauß. Fachlich wurde das Duo von **Margo Kovács** vorbereitet. Auf dem Akkordeon



begleitete **Josef Emmert** die Sängerinnen.

Großen Erfolg erntete auch das Jugendharmonikaorchester des Landesrates. Zusammengesetzt ist diese Formation aus zwölf Mitgliedern der Akkordeonkapelle aus Madarasch und aus Teilnehmern der Harmonikawoche des Landesrates Ungarndeutscher Chöre, Kapellen und Tanzgruppen. Die Gründerväter waren István Geiger (Musikpädagoge und Harmonikalehrer aus Madarasch) und Franz Heilig (Ehrenvorsitzender des Landesrates). **István Geiger**, der musikalische Leiter der Kapelle, forscht mit unermüdlicher Ausdauer nach noch auffindbaren alten Noten. Solche dienten auch der Musikauswahl als Grundlage: Es erklang ein Marsch mit dem Titel „Liebe Kameraden“, „Die Blondine“ (eine Polka) und eine Schnellpolka mit dem Titel „Mit Humor“.

Neujahrskonzert

Das traditionelle Neujahrskonzert des Waschkuter Anton-Kraul-Blasmusikvereins

Am 10. Januar 2015 gab der Waschkuter Anton Kraul Blasmusikverein mit der Leitung von Csaba Vörös und György Huzsvay ein erfolgreiches Neujahrskonzert im Batschkaer Kulturpalast in Baja. (Anton Kraul, geboren in Waschkut, *1872; +1940 erfolgreicher ungarndeutscher Musiker, Komponist, Kapellmeister, Regimentstambour). Am Konzert erinnerten sich das Publikum und die Musiker auf den im November 2014 verstorbenen Musiker und Kapellmeisters Stefan Turi, dessen musikalisches Engagement auf das Leben der Blaskapelle eine grundlegend bestimmende Rolle gespielt hat („Stefan Turi von uns gegangen“ Autorin Baumgartner - NZ Nr.48-2015).

Die begabten Musikerinnen und Musiker mehrerer Generationen pflegen das musikalische Erbe von Anton Kraul, die schwäbischen und ungarndeutschen musikalischen Traditionen. Sie sind aktive musikalische Teilnehmer der ungarndeutschen religiösen und kulturellen Veranstaltungen. Sie sind in den Konzert- und Platzmusikbereichen ebenfalls aktiv. Aus dem Blasinstrumentensortiment der Kapelle fehlte bisher das Tenorhorn.

Der Verein konnte leider die Beschaffung des Musikinstrumentes selbst nicht finanzieren.

Mit Hilfe der Ausschreibung des BMI (Bundesministerium des Innern der Bundesrepublik Deutschland) konnte der Verein das lang ersehnte Tenorhorn erwerben. Im Neujahrskonzert spielte das schon lang erwartete Blasinstrument eine wichtige Klangrolle.

Neben den präsentierten modernen Musikstücken haben sie das zahlreiche Publikum insbesondere mit den Musikstücken 'Schwabenland Polka', 'Maria saß weinend im Garten', 'Kehr ich einst zur Heimat wieder' verzaubert und haben auch neue Kameraden der deutschen, ungarndeutschen, schwäbischen Musik gewonnen. Hiermit bedankt sich der Anton Kraul Blasmusikverein recht herzlich für die BMI-Unterstützung.



Nachrichten aus dem Parlament***„Es war uns klar: wenn wir jetzt keine Besserung bewirken können, wird es nie dazu kommen!“ - Die Nationalitäten Ungarns erhalten um zwei Milliarden Forint mehr Unterstützung aus dem Staatshaushalt***

Um 50% mehr Unterstützung als bisher: insgesamt erhalten die 13 Nationalitäten beinahe 6 Milliarden Forint aus dem zentralen Staatshaushalt. Das Parlament stimmte am 15. Dezember über das Haushaltsgesetz 2015 ab, welches diesmal zum ersten Mal auch der

Nationalitätenausschuss des ungarischen Parlaments begutachtet hat. Das aus den Sprechern der 13 Nationalitäten bestehende Gremium legte bezüglich des Gesetzesvorschlages noch im Oktober einen Modifizierungsantrag vor, welcher vor allem zwei Problembereiche regeln wollte: einerseits, dass die Unterstützung der Nationalitäten aus dem zentralen Budget bereits seit etwa einem Jahrzehnt stagniert; andererseits wurde initiiert, dass die von den Nationalitätenselbstverwaltungen getragenen Institutionen die Summe, die sie im Falle einer Investition oder Sanierung als eigenen Zuschuss mitfinanzieren müssen, vom zentralen Budget erhalten können.

Die Rahmensumme für die Austragung muttersprachlicher Kinder- und Jugendlager der 13 ungarländischen Nationalitäten wird ab dem kommenden Jahr von 40 Millionen Forint auf 100 erhöht. Die Landesselbstverwaltungen und deren Institutionen bekommen für ihre Betriebskosten um 666 Millionen Forint mehr zugesprochen, für die Programme und sonstige Aufgaben der örtlichen Nationalitätenselbstverwaltungen wird um 25% mehr Geld zur Verfügung stehen. Das Haushaltsgesetz für das Jahr 2015 bestimmt aufgrund des Modifizierungsantrags der Sprecher der Minderheiten auch, dass die von den Nationalitäten getragenen Institutionen zu ihren Investitionen, Sanierungsarbeiten - falls sie diese durch EU-geförderte Projekte verwirklichen - für den Eigenanteil aus einem zentralen Fond von 441,2 Millionen Forint finanzielle Unterstützung erhalten können.

„Ich freue mich, dass wir in Bezug auf die Unterstützung der Nationalitätenselbstverwaltungen einen bedeutenden Durchbruch erreichen konnten, weil diese seit 2007 nicht erhöht wurde, wobei die Aufgaben und rechtlichen Pflichten permanent mehr geworden sind. Besonders wichtig ist, dass die bisher unheimlich knappe Rahmensumme, aus der Kinder- und Jugendlager organisiert werden können, wesentlich erhöht wird. Wir arbeiten nämlich für sie, für die Kinder und Jugendlichen, wir müssen ihnen solche Möglichkeiten und Programme anbieten, die ihnen bei der Erfahrung und Stärkung ihrer Identität helfen“, bewertete der Vorsitzende der Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen den Beschluss des Parlaments. Otto Heinek betonte, dass es in den

vergangenen Monaten eine überaus intensive, praktisch tägliche Abstimmung zwischen der Landesselbstverwaltung und dem Sprecher der Ungarndeutschen gegeben hat. „Ich bedanke mich auch auf diesem Wege bei Imre Ritter für seine niveauvolle und unglaublich zähe Arbeit, die letztendlich ihr Ziel erreicht hat“, fügte der Vorsitzende der Landesselbstverwaltung hinzu.

„Die parlamentarische Präsenz der Nationalitäten, die Institution der Sprecher und des aus den Sprechern bestehenden Ausschusses sind jetzt neu. Es war uns klar: wenn wir jetzt keine Besserung bewirken können, wird es nie dazu kommen!“ So fasste der Sprecher der Ungarndeutschen die Relevanz der Vorbereitungsphase des Haushaltsgesetzes für das nächste Jahr zusammen. Laut Imre Ritter habe der parlamentarische Ausschuss der Nationalitäten die Vorbereitung bereits im Sommer vorgenommen: „Wir haben nicht darauf gewartet, dass wir die Gesetzesvorlage erhalten! Wir haben in Abstimmung mit den Landesselbstverwaltungen unsere mit Fakten und Daten belegten Vorschläge und Ansprüche den Fraktionen und Ministerien rechtzeitig unterbreitet. Diese nahmen unsere gründlich vorbereiteten Vorschläge an, deshalb wurde er auch vom Parlament einstimmig unterstützt. Es ist gar nicht so lange her, da hat noch wohl keiner – mich inbegriffen – daran geglaubt, dass wir durch die Präsenz der Nationalitäten im Parlament innerhalb von einem knappen halben Jahr solch ein gutes Ergebnis erreichen werden. Dieser Mehrbetrag von zwei Milliarden gehört nun uns, und wir werden darauf auch in Zukunft bestehen!“

Laut Imre Ritter sei dieser Fortschritt das erste handfeste Ergebnis der halbjährigen Tätigkeit der Sprecher der Nationalitäten. Nicht minder wert ist jedoch auch die Tatsache, dass die Sprecher bereits mehrere Stunden lang – länger als in den vergangenen 25 Jahren insgesamt – über die Lage der in Ungarn lebenden Nationalitäten im Parlament gesprochen haben. Der Sprecher hob hervor, dass diese Informierungstätigkeit sehr wichtig sei, da die Politiker in diesem Bereich äußerst uninformiert und unbewandert seien.

Eine Priorität der Arbeit der Sprecher im nächsten Jahr sei – so der Vorschlag von Imre Ritter –, dass man erreichen müsse, dass alle Gesetzesvorschläge, die auch die Nationalitäten betreffen, auch mit den Landesselbstverwaltungen der Nationalitäten durchdiskutiert werden, bevor sie vor die Gesetzgebung kommen. Man werde initiieren, dass das Parlament in Zukunft keine Vorlagen behandelt, die mit den Nationalitäten nicht abgestimmt worden sind.

Quelle: Ldu

„Intelligenz heißt nicht, alles zu wissen oder einen hohen IQ zu haben. Intelligenz heißt viel mehr, im Wissen das Intelligente zu erkennen und es so für dich zu nutzen, dass es dich intelligent macht.“

M. Geipel

Gedenktag der Vertreibung

*Auszüge aus den Reden von Otto Heinek, Vorsitzenden der LdU und Hartmut Koschyk, MdB
Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten
anlässlich der Gedenkfeier zu Ehren der aus Ungarn vertriebenen Deutschen am 18. Januar 2015 in
Bogdan / Dunabogdány*



Heinek: Wir sind bereits das dritte Jahr am Gedenktag der Verschleppung und Vertreibung der Ungarndeutschen beisammen, um uns vor all dem Leid zu verbeugen, welches unsere gedemütigten, in ihrer Menschenwürde verletzten und ausgeraubten Landsleute am Ende und in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg

ertragen mussten.

Wir erinnern uns an all die Menschen, die von den sowjetischen Arbeitslagern für Jahre – viele für immer – verschlungen wurden. Wir gedenken der in die einheimischen Lager Internierten und der Vertriebenen, die ihre Heimat für immer verlassen mussten. „Sie waren Töchter und Söhne eines fleißigen, gesetzestreu, unsere Heimat bereichernden Volkes“ – schrieb Staatspräsident Áder in seinem Brief anlässlich der Einweihung des Denkmals der Verschleppten in Szerencs.

Meine Damen und Herren!

Der Gedenktag am 19. Jänner ist ein symbolisches Datum der Vertreibung: 1946 ist an diesem Tag der erste Zug mit Vertriebenen aus Wudersch in Richtung Deutschland losgefahren. Gestatten Sie mir, dass ich heute aber über die Verschleppung spreche, denn heuer begehen wir ein Jubiläum: Vor 70 Jahren waren gerade in diesen Wochen die Deportationen in die sowjetischen Arbeitslager im Gange. Der berühmte Befehl Nr. 0060 der Roten Armee vom 22. Dezember 1944 hat „die Mobilisierung aller arbeitsfähigen Personen deutscher Abstammung zur Organisierung und Durchführung der Wiederaufbauarbeiten im rückwärtigen Frontgebiet“ angeordnet. „Männer im Alter von 17 bis 45, Frauen von 18 bis 30 Jahre.“ Wir wissen, dass der sog. „malenkij robot“ auch die Deutschen anderer Länder – Rumänien, der Tschechoslowakei, Jugoslawien – betroffen hat und dass nicht nur Deutsche verschleppt worden sind. Aus Ungarn laut Forschung insgesamt etwa 130.000 Menschen.

„Die haben uns immer in der Nacht transportiert, dann ist der Zug immer gefahren, am Tag stand er. Und wohin, in welche Richtung sie uns gefahren haben, das wussten wir nicht. Wir haben geweint wie kleine Kinder, beteten den Rosenkranz und haben Kirchenlieder gesungen. Und wir haben erzählt, was wir zu Hause gekocht und gebacken haben“ – erinnert sich eine Überlebende. „Rückwärtiges Frontgebiet“ – heute wissen wir schon, dass dies die Kohlengruben im Donecker Gebiet, die Fabriken im Ural oder die Erdölfelder im Kaukasus bedeutet hat. „Rückwärtiges Frontgebiet“, „die haben uns immer in der Nacht transportiert“ – die Herausgeber und die Vollstrecker des Befehls haben also ganz genau gewusst, dass sie etwa Unmenschliches und etwas Rechtswidriges tun und es scheint, dass sie sich dafür auch ein wenig geschämt haben. Diese Begriffe sind genauso, wie man die Vertreibung von 200.000 Menschen aus ihrer Heimat ein Jahr später „Aussiedlung“ und sogar „Heimsiedlung nach Deutschland“ genannt hat.



Koschyk: Vor 69 Jahren - am 19. Januar 1946 - begann vom Budapester Vorort Budaörs aus und bald im ganzen Land die Vertreibung der deutschen Volksgruppe in Ungarn, die mit so viel Leid, Schrecken, Tod und dem Verlust der Heimat verbunden war. Das Leid, die Schrecken und den massenhaften Tod, den das nationalsozialistische Hitler-Deutschland über Europa und die Welt gebracht hatten, schlugen nun auf Deutschland und die Deutschen zurück, egal ob sie in die nationalsozialistische Schreckensherrschaft verstrickt waren oder nicht. Dies galt auch für die sogenannten Volksdeutschen außerhalb des damaligen Deutschen Reiches. Mit der Verschleppung und Vertreibung wurde den Ungarndeutschen nicht nur kollektiv die Mitschuld an den Gräueltaten der national-sozialistischen Gewaltherrschaft auferlegt, sondern sie führte auch dazu, dass sich die Anzahl der Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Ungarn auf etwa die Hälfte reduzierte.

Bereits kurz nach dem Ende des Kommunismus, im Jahre 1990, distanzierte sich das ungarische Parlament von der Vertreibung der Ungarndeutschen. Der - auch in der Folgezeit fortgeführte - vorbildliche Umgang Ungarns mit der eigenen Vergangenheit und dem Schicksal von Flucht und Vertreibung mündete am 10. Dezember 2012 in die historische Beschlussfassung der ungarischen Nationalversammlung, den 19. Januar zum jährlichen nationalen Gedenktag für die Vertreibung der Ungarndeutschen nach dem Zweiten Weltkrieg zu erklären. Dieser - ohne Gegenstimme - verabschiedete Beschluss ist nicht nur ein sichtbares Zeichen der deutsch-ungarischen Aussöhnung, sondern auch eine Würdigung der Leistungen der in Ungarn verbliebenen Angehörigen der deutschen Volksgruppe.

Wir Deutschen sind sehr dankbar, dass 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Achtung der Vertreibung der Ungarndeutschen politischer und gesellschaftlicher Konsens in Ungarn ist und Deutschland mit Ungarn eine starke Wertegemeinschaft und eine tiefe Freundschaft verbinden.

Seit 1992 bildet der Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Republik Ungarn über freundschaftliche Zusammenarbeit und Partnerschaft in Europa eine wichtige Grundlage der bilateralen Beziehungen.

... Bei meinen Besuchen in Ungarn konnte ich mich immer wieder von der loyalen Haltung der Ungarndeutschen gegenüber der ungarischen Demokratie sowie der positiven Grundhaltung der Mehrheitsbevölkerung gegenüber den Ungarndeutschen überzeugen. Die Ungarndeutschen haben nicht nur eine wichtige Brückenfunktion zu Deutschland, sondern sie sehen ihre Zukunft in der ungarischen Gesellschaft und bringen sich über ihre Landesselbstverwaltung und deren örtliche Strukturen aktiv in das politische, kulturelle, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben Ungarns ein. Sie genießen in Ungarn großes Ansehen.

Quelle: RUNDBRIEF, LdU Februar 2015



Verschleppung, Zwangsarbeit

Grußwort von Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch bei der Gedenkfeier anlässlich der Deportation von Donauschwaben vor 70 Jahren in die UdSSR, Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm am 17. Januar 2015



Sehr geehrter Herr Direktor Glass, werter Herr Oberbürgermeister Gönner, verehrte Landsleute, werte Gäste, meine sehr verehrten Damen und Herren! Im Dezember des zu Ende gegangenen Jahres fragte mich ein Reporter des „Mannheimer Morgen“, wie ich als Schüler Weihnachten gefeiert

habe. Ich war froh, dass er mich nicht fragte, wie ich als Kind Weihnachten gefeiert hatte. Die Antwort darauf wäre mir schwer gefallen. Denn in der vergangenen Weihnacht gingen meine Gedanken immer wieder siebzig Jahre zurück an das „Weihnachtsfest 1944“, das zweifellos das schlimmste in meinem Leben war. Mein Vater und mein ältester Bruder waren als Soldaten irgendwo an der Front. Auf den Tag genau ein Monat vor Weihnachten war mein damals sechzehnjähriger Bruder Josef von Titos Partisanen mit 211 anderen Männern zwischen sechzehn und sechzig Jahren aus meinem Heimatort grausam abgeschlachtet und in drei Massengräbern verscharrt worden. Drei Tage vor dem Fest kam meine Mutter krank von der Zwangsarbeit zurück. Mit aller Kraft schleppte sie sich mit mir noch in das nahe Geschäft, um zu sehen, ob es vielleicht doch etwas gäbe, was man für Weihnachten besorgen könne. Während meine Mutter krank im Bett lag, versuchte ich als Sechsjähriger unseren Christbaum zu schmücken. Am „Heiligen Tag“, wie der 25. Dezember bei uns genannt wurde, war wie üblich am Morgen der Gottesdienst. Von ihm hielt unser damaliger Kaplan Paul Pfuhl fest: „Wer nur konnte, war in der Kirche und empfing die hl. Sakramente. Welch lebendiger Glaube, welche Sehnsucht nach dem Erlöser offenbarte sich darin, dass trotz allem die hoffnungsfrohen Lieder ertönten, von Menschen mit 2 tränengefüllten Augen und verwundeten Herzen gesungen.“ Und wie wenn der Teufel Regie geführt hätte, so etwas kann man ja nur mit satanischer Bosheit inszenieren, stieg der „Kleinrichter“ (Gemeindediener) nach dem feierlichen Hochamt um 11 Uhr auf seinen Verkündstock vor der Kirche und vermeldete, dass alle Frauen im Alter von 18 bis 40 und alle Männer von 17 bis 45 Jahren sich gleich am Nachmittag um 14 Uhr vor dem Gemeindehaus (Rathaus) einzufinden hätten. So endete das Weihnachtsfest. Noch am gleichen Abend bzw. z.T. in den beiden folgenden Tagen mussten 239 Frauen und Männer aus meinem Heimatort Filipowa in der Batschka ihre Heimat verlassen, um in Viehwaggons zur Zwangsarbeit nach Russland deportiert zu werden. Unter ihnen war meine Tante, die drei Töchter in meinem Alter bei unserer Großmutter zurück lassen musste. Was diese Frauen und Männer in den Kohlengruben, in der Arbeit in den Wäldern Russlands, auf den Kolchosen, in den Ziegelfabriken und auf den Flugplätzen mitgemacht haben, ist unbeschreiblich. Dreiundfünfzig meiner nach Russland deportierten Landsleute, und das ist fast ein Viertel, haben diese Strapazen nicht überlebt. Viele von denen, die überlebten, wurden krank und physisch gebrochen – nach drei, vier oder gar erst fünf Jahren – aus dieser Zwangsarbeit entlassen.

Auch heute, fünfundsechzig Jahre, nachdem dieses Martyrium vorbei ist, erschüttern mich die Berichte. Zugleich staune ich, wie diese Deportierten es fertig brachten, zu beten – selbst auf dem Marsch zur Arbeit; wie sie es schafften, Gottesdienste zu feiern und Lieder zu singen. Ich stehe aber auch schweigend und mit hohem Respekt vor den Zweifeln und Verzweiflungen so mancher von ihnen. Für meine Tante endete diese qualvolle Tortur erst nach fünf Jahren. Nach ihrer Entlassung kam sie gemeinsam mit meinem Onkel zu Besuch zu uns. Sie hat fast nichts von diesen furchtbaren fünf Jahren erzählt. Das Erlebte hatte ihr die Sprache verschlagen. Als wir dann am Sonntagmorgen in den Nachbarort gemeinsam zum Gottesdienst gingen, sprach sich mich, den damals Zwölfjährigen, an und sagte: „Wir haben gebetet, zu Gott gerufen, mit Gott gerungen. Er hat uns nicht gehört. Da haben wir geschworen: Auch wenn wir diese Hölle je überleben: Wir werden nie mehr in eine Kirche gehen.“ Sie hat ihren Schwur – Gott sei Dank! – nicht gehalten. Sie hat ihre Familie wieder gefunden und auch neue Perspektiven. Sie blieb dabei, die Erinnerungen an Russland nicht anzusprechen. Ich habe sie damals verstanden und verstehe sie bis heute. Diese Wunden immer wieder aufbrechen zu lassen, ist schwer und verlangt ungeheure Kraft. Auch ich habe sechzig Jahre gebraucht, bis ich – danach gefragt – über meine eigene Deportation als Sechseinhalbjähriger ins Vernichtungslager Gakowa in der Öffentlichkeit gesprochen habe.

Umso dankbarer bin ich Ihnen, verehrte Verantwortliche des „Donauschwäbischen Zentralmuseums“, dass Sie zu dieser Gedenkveranstaltung anlässlich der Deportation von Donauschwaben vor siebzig Jahren in die UdSSR eingeladen haben. Dieser Frauen und Männer zu gedenken und die Erinnerung an sie wachzuhalten, ist uns Verpflichtung und Auftrag. Diese Opfer von Krieg und Gewalt, von brutaler Menschenverachtung und erbarmungsloser Versklavung haben es verdient, dass wir ihrer gedenken. Und wir, die Überlebenden und Nachgeborenen, haben die Pflicht, uns darum zu bemühen, um mitzuhelfen, dass so etwas oder Vergleichbares nie wieder geschieht. Zudecken und Vergessen beschwören Gefahren herauf, nicht die Erinnerung und Tage des Gedenkens. Der Versuchung und der Gefahr des Vergessens und Verdrängens wollen wir heute hier begegnen. Unser Blick richtet sich dabei sowohl in die Vergangenheit als auch auf Gegenwart und Zukunft. In die Vergangenheit, weil Erinnerung immer auch Solidarität heißt, Solidarität mit den Opfern von Deportation, Hass und Gewalt. Wer all die menschlichen Schicksale, das vielfältige Leid, die menschenvernichtenden Strapazen der Deportation und Zwangsarbeitslager, die unfasslichen Geschehnisse um unsere Landsleute verdrängt, der macht sie ein weiteres Mal zu Opfern, zu Opfern des Vergessens. Wer nicht danach fragt, wie Menschen gelitten haben und umgekommen sind, hilft, sie heute zu töten.

Der Opfer von Deportation und Zwangsarbeit zu gedenken, heißt nachzufragen, ihnen Aufmerksamkeit, ja ihnen Ansehen



und Würde zu schenken und sich damit Gedanken zu machen – Gedanken gegen das Vergessen all der Grausamkeiten, gegen das Vergessen von Menschen in Verzweiflung und Not; Impulse zu setzen gegen Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit. Wir wissen uns verbunden mit unseren Verwandten und Landsleuten, mit den zur Zwangsarbeit Deportierten und allen, die unschuldig und auf grausame Weise zu Opfern skrupelloser Machtinteressen und menschenverachtender Politik wurden.

Solche Erinnerung ist immer auch Zumutung. Sie ist alles andere als bequem und angenehm, sondern ein Aufschrei, ein Anstoß für die Gegenwart. Dafür steht unsere heutige Gedenkveranstaltung. Sie lenkt unseren Blick nicht nur in die Vergangenheit, sondern ebenso in unsere Gegenwart, ja vor allem auch auf künftige Generationen. Sie will helfen, unseren Blick zu schärfen und ähnliche Unmenschlichkeiten, solche von Menschen herbeigeführten Katastrophen frühzeitig zu unterbinden. Nur eine konstruktive Auseinandersetzung mit den Verbrechen der Vergangenheit macht frei und eröffnet eine Zukunft in Menschlichkeit, Frieden und Gerechtigkeit.

In seinem Buch „una vita con Karol“ – „Ein Leben mit Karol (Wojtyla)“ – zeigt der langjährige Sekretär von Johannes Paul II., Kardinal Stanislaw Dziwisz, auf, worin das Geheimnis der

Kraft und des Erfolgs des Lebens dieses Papstes bestand: im Mitleiden! Aus den persönlichen Begegnungen mit Menschen, aus der Betroffenheit über ihr Schicksal, aus dem empathischen Einlassen auf ihre Not traf er seine Entscheidungen und fand er die Kraft, sie durchzusetzen. Aus Passion wurde Aktion, aus Mitleid klares entschiedenes Handeln. Die Verbundenheit mit den nach Russland zur Zwangsarbeit Deportierten und die Betroffenheit über ihr grausames Schicksal hat uns zu dieser Gedenkveranstaltung zusammengeführt. Je mehr deren Schicksal uns lebendig in Erinnerung gerufen und uns vor Augen gestellt wird, desto mehr wird uns bewusst, wie sehr wir auch heute – fünfundsechzig bis siebzig Jahre danach – mit diesen Menschen leiden und wie sehr wir uns in Solidarität mit ihnen verbunden wissen. Nicht zuletzt schöpfen wir aus unserer Solidarität und aus unserem Mitleiden die Kraft zur Erinnerung. Unser Mitleiden, unsere Compassion, will zur Aktion werden: zur Aktion gegen das Vergessen für aktive Erinnerung, d.h. um alles zu tun, dass solche Verbrechen nie wieder geschehen.

Quelle:

<http://www.aussiedlerbeauftragter.de/SharedDocs/Downloads/AUSB/DE/rede-erzbischof-em.-dr.-robert-zollitsch.html?nn=3791990>

Gedenkjahr der Verschleppung

Anlässlich des 70. Jahrestages der Verschleppung der Ungarndeutschen zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion hat die ungarische Regierung das Jahr 2015 zum Gedenkjahr an die politischen Gefangenen und Zwangsarbeiter erklärt.

Josef Michaelis Die Räder rattern

Räderrattern
zählt die Zeitscherben
rauchschwere
abgestandene Luft
im Viehwagon
Hinter ihnen
der Abschied –
Tiefgesenkte Blicke
Gewaltmarsch
von Stall zu Stall
Güterbahnhof
Geschimpfe
Dawai! nur Dawai!
Schrundige Lippen
wortlos
in der Ecke
Regungslose
Dawai! nur Dawai!



Es rattern die Räder
Tage dann Wochen
dawai! nur dawai!
Lager und Läuse
Kratzwunden Lumpen
Baracken Zäune
Dawai! nur Dawai!
Brotportionen
Skorbut mit Seuchen
Dawai! nur Dawai!
Quecksilber Quoten
steinhart der Boden
Malenkij Robot

Haut nur und Knochen
schwankende Schatten
Jahre auf Jahre
Felder von Toten
Dawai! nur Dawai!

Unwirscher Wächter
schreit
in jeder Nacht
Räder rattern
Namen
tausendmal Tausende
Dawai! nur Dawai!
der Schleppehund rollt
rattert und knarrt
Gleise glänzen
graue Schar
taumelt ans Tageslicht
Dawai! nur Dawai!
in Bergen gleißt
schwarzes Gold
Schnee glitzert
Eis spiegelt
im rauen Rost
rattern Räder
sie knarren und rattern
und ratt



Waschkut/Vaskút

Stefan Raile *Meine Kindheit am Rande der Puszta – Teil 5* -Ein Versuch zu bewahren-



Stefan Schoblocher wurde in Waschkut/Vaskút geboren und als Kind mit seiner Familie nach Deutschland vertrieben. Zurzeit lebt er in Jena als freier Schriftsteller und ist unter dem Pseudonym **Stefan Raile** tätig. In mehreren Folgen veröffentlichen wir seine Erinnerungen an seine Kindheit in Waschkut. (Teil 1-4 siehe Batschkaer Spuren Nr. 34-37)

11

Im Frühjahr, als das Schulgebäude wieder benutzt werden durfte, schien sich nach und nach das gesamte Leben zu ordnen. Vater arbeite, reichlich mit Aufträgen versehen, voller Tatkraft in der Werkstatt, Mutter und Großmutter versorgten Haus, Hof und Garten, der alte Klock half uns wie früher, mit seinen Rappen die Felder zu bestellen, von wo wir Monate später reiche Ernten einbrachten. Die Maiskolben, wichtiges Futter für Kuh, Schweine und Geflügel, füllten den Gori bis zur Decke, das in der Mühle gemahlene Getreide lieferte mehr Mehl und Kleie, als wir benötigten, aus den Trauben wurde so viel Wein gekeltert, dass die Fässer ihn kaum aufnehmen konnten.

Wir glaubten, dass nun, da der Krieg überall zu Enge gegangen war, nichts Einschneidendes mehr geschehen würde. Doch wir täuschten uns, wie sich im nächsten Frühjahr herausstellte. Unerwartet tauchten Fremde im Dorf auf. Wir nannten sie Telepes, und mir wurde damals nicht bewusst, was der Begriff bedeutete. Er wurde abfällig ausgesprochen, so dass wir ihn für ein Schimpfwort hielten, obwohl er lediglich Siedler heißt. Genau genommen war die Bezeichnung zweifellos treffend; denn bei den Zugewanderten handelte es sich um aus der Slowakei durch ein Benes-Dekret vertriebene Ungarn, die bei uns sesshaft werden sollten. Sie erhielten – anders als die Sudetendeutschen, die mit demselben Gesetz ausgewiesen wurden – Land und Häuser der geflüchteten „Volksbund“-Leute. Aus anfänglicher Abwehr der Eingessenen, die störte, dass sich die Ankömmlinge ins gemachte Nest setzen durften, entstand eine von beiden Seiten geschürte Feindschaft, die wiederholt zu Auseinandersetzungen führte und alle Altersgruppen erfasste.

Der erste Zwischenfall, in den ich verwickelt wurde, ereignete sich bald. Ich saß wieder mal auf der steilen Holzterrasse, die Sommerküche und Boden verband, als Feri, den ich von meinen Freunden am meisten mochte, durchs offene Fenster fragte, ob ich Zeit hätte. Bereitwillig folgte ich ihm auf die Straße. Wir warfen uns eine Weile seinen neuen Gummiball zu, spielten dann Hopse, schossen mit kleinen Holzkugeln, die Vater gedrechselt hatte, nach zwei Blechbüchsen, tranken gierig vom Sodawasser, das Mutter für uns in Henkelgläser spritzte und kletterten schließlich in die Krone einer etwas schräg stehenden Akazie, aus der sich, wenn uns nicht gerade eine von Pferdewagen hochgewirbelte Staubwolke einhüllte, die Kirchturmspitze erspähen ließ.

Den Ausguck, auf den ich mich besonders gern zurückzog, weil der Blick bis zu den Türkenhügeln reichte, liebte ich wie in unsrer Winterküche den Fensterplatz, von dem ich hinter Lackners Gehöft die drei mächtigen Eichen sehen konnte.

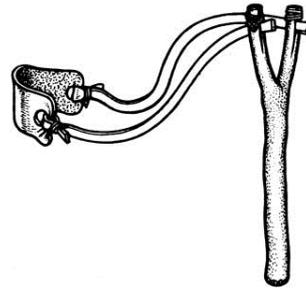
Beide Stellen waren für mich Ruhepunkte, wo ich mich zu entspannen vermochte, in Gedanken den Zugvögeln südwärts folgte, über ein von Großmutter gehörtes Märchen, ein gerade

erlerntes Gedicht nachsann oder mich auf neue Erlebnisse freute. An diesem Nachmittag jedoch, als Feri neben mir hockte, behagte uns die Zurückgezogenheit nicht. Wir verspürten das Verlangen, mit andren zu spielen und entschlossen uns, das Pappelwäldchen aufzusuchen, in dem wir Jakob und Christian vermuteten. Als ich mich bei Mutter abmeldete, umsprang mich Betyár, unser Mischlingsrüde, der mir bis zur Hüfte reichte, so aufgeregt, dass ich ihn mitnahm.

An der Stelle, wo wir sonst Verstecken, Haschen oder andres spielten, war niemand. Doch aus dem Wäldchen drangen Stimmen und Geräusche, die wir nicht zu deuten vermochten. Neugierig geworden, folgten wir den Lauten und gelangten zu einer Lichtung, auf der wir drei Telepesjungen entdeckten, die größer als wir waren. Sie schossen aus etwa zwölf Meter Entfernung mit Katapulten auf eine taubengroße Stoffpuppe, die

wie gehenkt an einem Ast schwebte. Wenn einer der Kiesel, die aus dem Leder schwirrten, sein Ziel traf, schleuderte er die Figur nach hinten, und es dauerte eine Weile, bis sie auspendelte.

Die Jungen ließen sich leicht unterscheiden: Der eine war auffallend dick, der Zweite hatte pechschwarzes, nackenlanges



Haar und der Dritte einen so kurz geschorenen Kopf, dass er von unsrem Standort wie rasiert aussah.

Der Dicke erblickte uns zuerst. „Wollt ihr’s auch mal versuchen?“, rief er.

Während Feri zögerte, trat ich arglos näher. Gleich darauf hielt ich zum ersten Mal ein Katapult in der Hand. Erregt schob ich den Stein, der mir vom Langhaarigen gereicht wurde, ins Leder. Als ich das Ziel zwischen der Astgabel suchte, erschien es mir winzig. Der Kiesel flog zu weit nach rechts und schlug irgendwo ins Unterholz.

„Noch mal“, ermunterte mich der Kurzgeschorene und hielt mir einen fast runden Stein hin. „Probier’s mit dem!“

Der Schuss gelang besser. Mit dem dritten traf ich, und ich sah, wie die Puppe zappelte.

„Nicht schlecht“, meinte der Dicke.

„Nun du“, forderte der Langhaarige und schob Feri das Katapult in die Hand.

Alle drei Kiesel, die er abschoss, verfehlten ihr Ziel.

„Macht nichts“, sagte der Kurzgeschorene. „Im Wettkampf wird’s besser.“

„Was für ‘n Wettkampf?“, fragte ich.

„Mann gegen Mann“, erklärte der Dicke. „Immer einer von euch gegen einen von uns.“

„Wie denn?“, wollte Feri wissen.



„Jeder schießt dreimal“, entgegnete der Langhaarige. „Wer am meisten trifft, gewinnt. Aber es muss“, fügte er hinzu, „um etwas gehen.“

„Was denn?“, erkundigte ich mich. „Wir setzen ein, was wir bei uns haben“, erwiderte der Kurzgeschorene. „Ich fang damit an.“ Er zog ein schäbiges Taschenmesser heraus und ließ die Klinge vorschnappen. „Und was könnt ihr bieten?“

Wir fühlten uns überrumpelt und wichen den lauernden Blicken aus.

„Seid wohl Feiglinge?“, stichelte der Dicke.

„Mamisöhnchen“, fügte der Langhaarige hinzu.

„Schlappschwänze!“, bekräftigte der Kurzgeschorene.

Da langte ich in meine Hosentasche und fingerte das von einem der bei uns einquartierten Rotarmisten erhaltene Brennglas hervor. Der Kurzgeschorene prüfte mein Angebot und schien sichtlich zufrieden. Er traf zweimal, ich gar nicht. Als ich ihm das Brennglas reichte, spürte ich, wie mir der Hals eng wurde.

Nun brachte der Dicke eine alte Taschenuhr zum Vorschein und ließ sie an der rostigen Kette, deren Ende er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, langsam schaukeln. „Die setz ich gegen den Ball“, sagte er.

Ich merkte, wie Feri mit sich rang. Doch er wagte gegen den größeren Jungen keinen Widerspruch.

Er verfehlte dreimal wie ich, während alle Schüsse des Dicken trafen. Als der Ball den Besitzer wechselte, sah ich, dass Feri heftig schluckte.

Ungeübt, wie wir waren, unterlagen wir auch in den nächsten Runden. Wir verloren zwei Käbme, einen Taschenspiegel, einen Ring und drei Patronenhülsen.

„Aus“, sagte ich schließlich und fühlte mich beinahe erleichtert.

„Wir haben nichts mehr!“

„Nichts?“, zweifelte der Langhaarige.

„Nein, nichts“, wiederholte ich und krepelte, um es zu beweisen, meine Hosentaschen um.

„Etwas habt ihr noch“, sagte der Kurzgeschorene.

„Was?“

„Den Hund!“

Jetzt erst wurde mir bewusst, dass Betyár in der Nähe kauerte und nicht zu erfassen schien, was geschah.

„Er nicht!“, widersetzte ich mich. „Ihr habt nichts, was so viel wert wäre.“

„Ist auch nicht nötig“, meinte der Dicke. „Das Spiel geht jetzt anders.“

„Wie denn?“, fragte ich.

„Du hast einen Schuss“, entschied der Langhaarige. „Triffst du, kannst du den Hund behalten. Wenn nicht, gehört er uns.“

Ich spürte, wie mir die Handflächen feucht wurden. Hätte ich Betyár bloß zu Hause gelassen, dachte ich. Es darf nicht sein, dass ich ihn verliere!

„Wir ändern noch was“, bestimmte der Kurzgeschorene. „Der Hund bekommt das Ziel auf sein hübsches Köpfchen.“

Nein, dachte ich. Nicht auch das noch!

„Los!“, befahl der Dicke. „Ruf ihn her!“

Weglaufen, erwog ich. Einfach zu dritt weglaufen.

„Wird's bald?“

Ich rief Betyár, der zögernd herantrottete, als ob er ahnte, was ihm bevorstand.

Der Langhaarige hielt mir die vom Ast gelöste Stoffpuppe hin.

„Setz sie ihm selbst drauf“, sagte er.

Obwohl ich mit fährigen Fingern hantierte, sträubte sich Betyár nicht. „Halt still“, flüsterte ich ihm ins Ohr. „Ganz, ganz still.“

„Zehn Schritt“, kommandierte der Kurzgeschorene.

Ich zählte, kniete mich hin, schob einen Stein ins Leder. Als ich zielte, verschwammen die Umrisse, und ich sah Betyár wie durch rötlichen Nebel. Mein Gott, dachte ich. Nur nicht zu tief halten!

„Der zittert. Guckt mal: Das Mamisöhnchen zittert“, spottete der Dicke.

In diesem Augenblick schnellte der Stein los. Die Puppe, am Kopf getroffen, flog seitlich ins Gras.

Ich atmete auf, wenngleich ich fürchtete, dass die Gefahr nicht vorüber war. „Lauf weg, Betyár!“, rief ich. „Schnell weg!“

Der Hund jagte davon und verschwand im Unterholz. Ehe Feri und ich ihm folgen konnten, schrie der Langhaarige: „Halt!“

„Was denn noch?“, fragte ich.

„Wir möchten ein Abschiedsgeschenk“, erwiderte der Dicke. Sie kamen näher, und der Kurzgeschorene ließ wie unabsichtlich die schartige Klinge des Taschenmessers vorschnappen.

Da fiel mir der Rubel ein, den ein Rotarmist, als wollte er unsren reichlich getrunkenen Wein bezahlen, beim Weggehen auf den Küchentisch geworfen hatte. Seither trug ich die sorgsam polierte Münze in der Uhrentasche meiner Hose, weil ich meinte, sie brächte mir Glück. Ich zog das Geldstück heraus und warf es den Jungen blitzschnell entgegen. Während sie sich darum raufen, liefen wir davon.

12

Da es vorerst keine weiteren Zwischenfälle gab, redeten Feri und ich uns ein, dass sich so etwas wie im Pappelwäldchen nicht wiederholen würde. Unschlüssig waren wir uns allerdings, wie wir uns gegenüber dem Dicken und seinen Kumpanen verhalten sollten. Als wir sie in der Schule, wo sie in die dritte oder vierte Klasse gingen, etliche Tage später wieder sahen, stellten sie sich, als würden sie uns nicht kennen. Vielleicht ist ihnen der Vorfall peinlich, dachte ich. Weil sie sich auch in der nächsten Zeit zurückhielten, wanderten wir, nachdem die Sommerferien begonnen hatten, eines Morgens sorglos mit Jakob, Christian und zwei andren Jungen zu den Türkenhügeln, um auf den bewaldeten Hängen wie früher zu spielen.



Waschkuter Klasse 1946

Als die Übrigen am Nachmittag heimgingen, fiel Feri ein, dass er noch eine Melone von ihrem nahen Feld holen könnte. Wir schnitten für jeden eine große Frucht ab, hoben sie uns auf die Schulter und wandten uns ebenfalls dorfwärts. Am baumlosen Hang, der uns winters als Rodelbahn diente, vernahmen wir plötzlich ein Surren. Als Kiesel neben uns aufschlugen, be griff ich, dass von oben mit Katapulten geschossen wurde.



Während ich hinter eine Bodenwelle hechtete, hörte ich Feri schreien. Er warf sich neben mich und presste mit der linken Hand den schmerzenden rechten Oberarm. Erst dann wischte er sich die klebrige Flüssigkeit, die ihm von der getroffenen Melone ins Gesicht gespritzt war, aus den Augen. Wir schmiegeten uns an den Boden, wagten nicht, die Köpfe zu heben und verfluchten unsere Unbekümmertheit, durch die wir in eine solche Lage gelangt waren.

Was würde, wenn die Jungen, die uns, ohne sich blicken zu lassen, ungarisch beschimpften, den Hang herunterkämen? Konnte es nicht sein, dass sie genau wie der Dicke und seine Kumpane auf unsere Habseligkeiten aus waren, die wir bei uns trugen? Wenn es so wäre, hätten sie leichtes Spiel; denn wir sahen keine Möglichkeit zu fliehen, ohne in ihr Schussfeld zu geraten.

Fast schon verzweifelt, weil uns, so fieberhaft wir auch überlegten, nichts, was Erfolg verheißen hätte, einfallen wollte, vernahmten wir das Rumpeln eines Fuhrwerks. Sobald die Angreifer es sighteten, stellten sie das Schießen ein, und es war leicht für uns, den nur mit etlichen Säcken beladenen Wagen zu erklimmen. Während wir auf den Kutschbock kletterten, erkannte ich den alten Klock.

Er straffte die Zügel und schnalzte mit der Peitsche, bis die Rappen rascher trabten. Ich sah ihre buschigen, ruhelosen Schweife und die schaukelnden Kruppen, spürte die raue, grobe Decke unter meinen nackten Schenkeln, schmeckte den hochstiebenden Staub, der uns wie eine ockerfarbene Wolke umschwebte, auf meinen ausgedörrten Lippen, atmete den etwas beißenden Geruch ein, den die erhitzten Pferdekörper ausdünsteten.

„Man muss höllisch auf der Hut sein“, sagte der alte Klock. „Geht besser nicht mehr allein oder zu zweit aus ‘m Dorf. Die hergelaufenen Taugenichtse können unberechenbar sein.“

Ich dachte noch an seine Warnung, als ich in unserer Sommerküche die von Mutter aufgewärmte Bohnensuppe löffelte, und auch später, auf der Bank unterm Maulbeerbaum, wo sich Schneewittchen, unsere schwarzweiße Katze, neben mich hockte, ging mir seine Warnung nicht aus dem Sinn.

Es erwies sich, dass er nicht übertrieben hatte. Die Auseinandersetzungen, die größtenteils von den zugezogenen Jungen angezettelt wurden, häuften sich, und schließlich bekriegten wir uns fast täglich so erbittert, dass es bei den einen wie den anderen öfter blutige Nasen und mehr oder minder schmerzhaftere Verletzungen gab. Wir wagten uns kaum noch einzeln auf die Straße, gingen, als der Unterricht wieder begann, zu dritt, viert oder fünft in die Schule, spielten nachmittags gruppenweise, hielten eisern zusammen und trugen stets Messer oder Katapulte, die wir – wie sie hergestellt wurden, hatten wir von Vater abgeschaut – nun ebenfalls benutzten, bei uns.

Trotzdem geriet ich, weil ich auf dem Rückmarsch vom Fußballplatz das letzte Stück abkürzen wollte, nochmals in eine Falle. Als schon ein Drittel des verwilderten Gartenwegs, den ich allein benutzte, hinter mir lag, tauchten aus dem Gebüsch drei Jungen auf. Während sie mich umstellten, erkannte ich den Dicken und seine Kumpane. Ehe ich darauf gefasst war, schlug mir der Kurzgeschorene mit der Faust ins Gesicht.

„Büdös sváb!“, beschimpfte mich der Schwarzhaarige, und der Dicke sagte: „Wie gut, dass wir dich getroffen haben. Es ist noch ‘ne alte Rechnung offen.“

„Schnall dein Koppel ab!“, befahl der Kurzgeschorene. „Aber bisschen hurtig. Zack, zack!“

Das Koppel stammte von Vater, der es beim Tausch seiner Uniform gegen die zerlumpten Sachen von der Vogelscheuche

zurückbehalten hatte, damit er seine zu weite Hose nicht verlor. Während ich es, als käme ich der Aufforderung nach, aus den Schlaufen zog, formte sich mein Plan. Ich umklammerte das eine Ende, holte blitzschnell aus und wirbelte den Gurt so unerwartet durch die Luft, wie ich angegriffen worden war. Als die Jungen, vom Schloss getroffen, beiseite sprangen, lief ich davon und erreichte unser Gartentor, bevor ich eingeholt wurde.



Bürgermeisteramt mit dem Denkmal für die Opfer der Weltkriege

13

Was mir vor etlichen Jahren widerfahren ist, kommt mir, wenn ich mich daran erinnere, unwirklich vor, obwohl ich ganz sicher bin, dass es sich genauso abgespielt hat: In Gedanken versunken, war ich, ohne es zu beabsichtigen, unterwegs zur mächtigen, uralten Platane, die unweit des Dorfrands, kaum einen Steinwurf von der Landstraße nach Bátmonostor entfernt, hinter Brombeergestrüpp steht, als ich plötzlich hörte, dass jemand auf einer Geige spielte. Neugierig zwängte ich mich, indem ich den Tönen folgte, durchs dichte Unterholz und entdeckte einen Mann. Der saß, seinen Rücken an den Stamm geschmiegt, unter der Platane, hielt, als er mich bemerkte, einige Augenblicke inne und bewegte dann, sogleich wieder in die schwermütige Weise vertieft, den Bogen scheinbar unbeeindruckt im verhaltenen Legato weiter. Doch als ich, nachdem ich ihn ungarisch begrüßt hatte, an ihm vorbei auf den Waldrand zugehen wollte, brach er jäh ab, hob seinen Kopf, blickte mich, von der Helle leicht geblendet, blinzelnd an und sagte in unerwartet gutem Deutsch: „Es wär schön, wenn Sie sich zu mir setzen würden. Ich hab auf Sie gewartet.“

In seinem schmalen, eingefallenen Gesicht, das mich nicht sicher auf sein Alter schließen ließ, bemerkte ich einen Ausdruck, der mir bittend und fordernd zugleich erschien. Von einem unerklärlichen Gefühl geleitet, blieb ich stehen und schaute ihm in die braunen, vermeintlich fremden Augen, unter denen dunkle Schatten lagen.

„Warum“, fragte ich gespannt, „haben Sie auf mich gewartet?“

„Es gibt“, erwiderte er, „zwischen uns eine alte Rechnung, die ich begleichen möchte.“

„Demnach müsste es weit zurückliegen.“

„Ja“, bestätigte er, „beinahe sechzig Jahre. Und weil wir uns so lange kennen, schlage ich vor, dass wir zur vertrauten Anrede übergehen. Einverstanden?“

„Einverstanden“, stimmte ich, durch seinen Vorschlag überrumpelt, nach kurzem Zögern zu

„Ich heiße Imre“, stellte er sich vor. „Dein Name ist mir bekannt. Und ich weiß auch, dass du über das, was ich meine, geschrieben hast.“

Er ließ mich raten und schien erfreut, als mir nach drei Fehlversuchen endlich unsre Begegnung am Pappelwäldchen einfiel.

„Meinst du“, fragte er danach, „dass dir alles im Gedächtnis geblieben ist?“

„Ich glaub schon.“

„Es war damals“, sagte er leise, als habe er, vom freudigen Aufschrei erschöpft, nicht mehr die Kraft, lauter zu reden, „so kurz nach dem vermaledeiten Krieg eine verrückte, erbarungslose Zeit. Man hatte uns, weil wir Ungarn waren, von unsrem Besitz in der Slowakei verjagt und begann, uns hier anzusiedeln. Damit hatten wir wesentlich mehr Glück als ihr später in Deutschland; denn mit den Häusern, die uns zugewiesen wurden, übernahmen wir auch die zurückgelassenen Möbel und das Vieh in den Ställen. Außerdem erhielten wir Felder und Weingärten, so dass wir uns oft besser standen als früher. Trotzdem wären wir lieber in unsren angestammten Dörfern zwischen den Bergen geblieben, weil Heimat nun mal Heimat ist. Kannst du das verstehen?“

„Durchaus.“



Straßenkreuz mit deutscher Inschrift in der Hauptstraße

„Unsre Gefühle wurden, glaube ich, weniger von dem, was wir verloren hatten, geprägt, sondern mehr durch das Verhalten der alteingesessenen Schwaben, die anfangs noch die große Mehrheit im Dorf bildeten. Ihre eisige Abwehr, die allen Zugezogenen galt, war fast körperlich zu spüren. Zwar nannte man uns, scheinbar korrekt, Telepes, was, wie du weißt, übersetzt schlicht und einfach Siedler heißt, aber es wurde so abfällig ausgesprochen, als ob wir allesamt Nichtsnutze, Drückeberger und Schnorrer wären, die von irgendwo aus armseligen Hütten mit ihrer dürftigen Habe aufgetaucht sind und sich ins gemachte Nest gesetzt haben. Allerdings“, fügte er nach einer Weile noch leiser als vorher hinzu, „waren wir nicht schuldlos an unsrem schlechten Ruf, wie der Vorfall im Pappelwäldchen belegt. Dabei muss ich euch, wenn mein

Gedächtnis nichts verfälscht, wie der Schlimmste vorgekommen sein. Oder weißt du“, fragte er, als er merkte, dass ich ihn, während ich mich auf einen verwitterten Steinblock setzte, erwartungsvoll anblickte, „gar nicht, welcher von den Dreien ich gewesen bin?“

„Vielleicht der Kurzgeschorene?“, riet ich.

„Falsch, ganz falsch“, sagte er und musste, weil er wieder lauter gesprochen hatte, als ihm zuträglich war, heftig husten. „Ich bin“, fuhr er, durch die Anstrengung atemlos geworden, nach einer Weile mühsam fort, „der, von dem ihr zum arglistigen Wettkampf herausgefordert worden seid.“

Der Dicke, dachte ich überrascht und wollte es, als er seine tief in die Stirn gezogene Schirmmütze abnahm und sie neben die Geige legte, die er auf dem Schoß hielt, kaum glauben. Sein Kopf war vollkommen kahl, und unter der hellen, welken Haut zeichneten sich deutlich die Schädelknochen ab.

Dennoch meinte ich, ihn plötzlich wie im Pappelwäldchen zu sehen, wo er Feri und mich, nachdem wir auf die Lichtung getreten waren, zum ungleichen Wettkampf mit dem Katapult herausge-



fordert hatte. Mir fällt alles wieder ein: Imres dreiste, lauernde Blicke, meine Angst, als ich auf die Stoffpuppe zielen musste, die auf Betyárs Kopf lag, unsre Erleichterung, als wir nach dem Trick mit dem hingeworfenen Rubel, um den sich die Jungen, wie erhofft, wild balgten, im Durcheinander fliehen konnten.

„Hast du ans Geschehen auf der Lichtung gedacht?“, hörte ich Imre, während er mit seinen abgemagerten Fingern behutsam über die Geige strich, gepresst fragen, dass es wirkte, als zerriebe er die Worte zwischen den Zähnen.

„Nicht nur“, entgegnete ich. „Auch an das, was danach geschah.“

„Wie du dreinschaust“, sagte Imre und musste, bevor er fortfahren konnte, erneut mehrfach husten, „denkst du sicher, dass wir, wie man es heute bezeichnen würde, eine hohe kriminelle Energie besaßen. Aber das trifft’s, glaube ich, nur ungenau.



Versteh mich nicht falsch: Ich hab keineswegs vor, unser Verhalten zu beschönigen, schon gar nicht, es zu entschuldigen; denn für das, was wir getan haben, wär's schäbig und unverschämt, nach einer Rechtfertigung zu suchen. Aber vielleicht bist du bereit, mir zuzuhören, wenn ich versuche, unsre möglichen Beweggründe zu erklären. Bist du's?"

„Sprich weiter.“

„Wir befanden uns auf eine schwer begreifliche Weise außer Rand und Band. Einerseits waren wir noch dadurch verstört, dass wir aus dem Ort, wo wir jeden Baum, jeden Strauch, jeden Winkel mochten, von heute auf morgen weg mussten, andererseits kränkte uns, dass wir hier, wo wir sesshaft werden sollten, von euch so kaltherzig abgelehnt wurden. Da fühlt man sich doppelt gedemütigt, schlimmer noch: bis in seine tiefste Seele verletzt, spürt mehr und mehr, wie es in einem Rumort, bei jedem scheelen Blick, den man auffängt, der dumpfe Groll wächst, Tag für Tag, Stunde für Stunde, bis er überschäumt und in Gewalt umschlägt, die sich blindlings entlädt.“ Er brach, merklich erregt, jäh ab und rang, den Kopf zwischen die ein wenig gereckten Schultern gezogen, röchelnd nach Luft.

Ähnlich, dachte ich, hab ich's in Görlitz erlebt, wo Wolf, Manfred, Norbert und ich, weil wir - allesamt mit unsren Familien aus den Ostgebieten vertrieben und als Hungerleider angesehen -, so lange von Joki und seinen alt eingesessenen Kumpanen offen oder versteckt bekriegt wurden, bis wir uns erbittert mit sämtlichen Mitteln, die uns zur Verfügung standen, zu wehren begannen.

Als ich merkte, dass Imre wieder ruhiger atmete, bat ich ihn: „Fahr fort.“

„Ich will's nicht ausdehnen“, sagte er, „obwohl 's möglich wäre, seit ich über das, was damals zwischen euch und uns vorfiel, gründlich nachdenke.“ Das geschehe freilich erst, seit er wisse, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibe, mit sich und den andern ins Reine zu kommen. Früher sei es ihm fast mühelos gelungen, das vermeintlich Vergangene auszublenden. Dabei habe ihm nicht zuletzt sein Beruf geholfen: Als Elektriker sei er an vielen Stellen tätig gewesen, einmal auch für fast zwei Jahre in einem Kraftwerk, das sich, wie ihm bekannt sei, nicht weit von Görlitz befunden habe. Dem Aufenthalt verdanke er, dass er verhältnismäßig gut deutsch spreche. Aber jede Sache weise eine Kehrseite auf. Bei ihm sei es die gewesen, dass sich wegen der langen, nur von seltenen Heimfahrten unterbrochenen, Trennung seine Frau von ihm abgewandt und die beiden Kinder zu dem neuen Mann mitgenommen habe.

„Zum Glück“, sagte er, nachdem er sich, den kahlen Kopf an die Platane gelehnt, eine Weile ausgeruht hatte, um einen weiteren Hustenanfall zu vermeiden, „nahm ich überallhin meine Geige mit. Sobald ich auf ihr spielte, konnte ich, was mich quälte, vergessen und meine Gedanken auf das, was mir wichtig erschien, richten wie jetzt unter der Platane, die ich, so lange meine Kraft reicht, Tag für Tag aufsuchen werde.“

„Was zieht dich grade hierher?“, fragte ich.

„Die Ruhe, die ich brauche, um herauszufinden, warum in meinem Leben bestimmte Dinge so und nicht anders verlaufen sind. Dabei ist mir auch bewusst geworden, dass nichts wirklich vergeht, solange es in unsrem Gedächtnis bleibt: nicht das, was uns in der Slowakei widerfahren ist, nicht der törichte Hass zwischen euch und uns, nicht das zerrüttete Verhältnis zu meiner einstigen Familie. Wenn mir auch klar ist, dass sich nichts mehr ändern lässt, bin ich froh, am Ende doch noch meinen Frieden zu erlangen. Und dabei hilft mir neben unsrem Herrgott der Baum, unter dem wir sitzen.“

„Inwiefern?“, fragte ich.

„Er erscheint mir mit seinen fünfhundert Jahren, die er wohl fast schon zählt, wie ein weise gewordener Alter, dem ich mich ohne Scheu auf geheimnisvolle Art rückhaltlos anvertrauen kann, ohne für das, was ich getan habe, geschmäht oder verdammt zu werden. Mir steht es frei, das, was er dem, der es hören kann, im Rauschen oder Säuseln seiner Blätter mitteilt, als Rat anzunehmen. Von ihm geht nicht der geringste Zwang aus; denn er ist über das, was Menschen erregt, verbittert und aus den verschiedensten Gründen umtreibt, ganz und gar erhaben. Vielleicht übt er deshalb eine so starke, unerklärliche Wirkung aus, durch die wir, weil ich es mir, seit du im Dorf bist, gewünscht habe, zusammengeführt worden sind. Oder denkst du“, er sah mich aus Augen, die halb von den schlaffen Lidern verdeckt wurden, erwartungsvoll an, „dass es zufällig geschehen ist?“

„Ich weiß nicht.“

„Für mich besteht kein Zweifel, da mir bekannt ist, dass Bäume seiner Art den Menschen schon zu Urzeiten als Helfer dienten. So sollen die Griechen, bevor sie nach Troja aufbrachen, unter einer Platane von den Göttern deren Gunst erfleht haben. Aber das ist“, fügte er hinzu, „für dich sicher nichts Neues.“

„Doch.“

„Wie auch immer“, meinte er, und mir war, als spielte um seine dünnen, blassen Lippen ein kaum merkliches Lächeln, „am wichtigsten ist, dass du hier bist, und ich dir noch rechtzeitig sagen konnte, was du nicht gewusst hast. Oder betrachtest du's anders?“

„Keineswegs.“



Kalvarienberg

Ich sah, wie er sich, seinen Rücken gegen den Stamm gepresst, mühsam aufrichtete. Den Kopf vorgeneigt, schluckte er krampfhaft, um den Hustenreiz, der durch die Anstrengung abermals entstanden war, zu unterdrücken. Dann setzte er seine Mütze auf, strich behutsam wie vorhin über die Geige und fragte: „Kannst du eigentlich darauf spielen?“

„Nein“, gestand ich.

„Nimm sie trotzdem“, bat er. „Ich brauch sie nicht mehr.“ Er reichte mir vorsichtig die Geige, berührte flüchtig meine Schulter und tappte, als kostete es ihn Mühe, das Gleichgewicht zu halten, mit halb ausgebreiteten Armen taumlig davon. Ich blickte ihm nach, bis er hinter Buschwerk verschwand.

Fortsetzung folgt

Hajosch

Gedenkfeier

Am 19.01.2015 haben die Hajoscher der Opfer der Vertreibung gedacht. Theresia Szauter, Mitglied der Deutschen Selbstverwaltung, hat bei der Gedenkfeier folgende Rede gehalten:

„Heimat haben ist gut,
Süß der Schlummer unter eigenem Dach“, schrieb der deutsche Schriftsteller Hermann Hesse.



In diesem Sinne haben sich die Ahnen der Hajoscher Schwaben vor mehr als 300 Jahren auf den Weg gemacht, die alte Heimat in Deutschland verlassen, um in Ungarn eine neue Heimat zu finden.

Wo wir stehen, haben sie ihre Häuser und ihre Kirche aufgebaut. Mit Fleiß und Ausdauer errichteten sie ihr Zuhause in Ungarn, aber sie haben dabei ihre deutschen Wurzeln auch



nicht vergessen, sie haben ihre Sprache und ihre Traditionen treu bewahrt.

So ging es bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, als das traurigste Ereignis in der Geschichte der Ungarndeutschen

passierte: Sie wurden kollektiv für die Kriegsverbrechen verantwortlich gemacht.

Die Deutschen wurden von Ungarn vertrieben. Da ertönte der berühmte Satz: „Mit einem Bündel sind die Schwaben gekommen, mit einem Bündel sollen sie auch gehen.“

So erging es auch den Hajoschern. Einige von ihnen wurden einwaggoniert und nach Deutschland gebracht. Andere flüchteten in ungarische Dörfer und versteckten sich, um Ungarn nicht verlassen zu müssen und es gab auch solche, die Hajosch nie verlassen haben. Ihre Häuser wurden vor ihnen verschlossen, ihre Felder weggenommen.

Und trotzdem, *aus diesem Grund* stehen wir heute da, vor diesem Denkmal. Unsere Großeltern und Eltern waren treu zu ihrer Heimat. Manche sind sogar von Deutschland zurückgeflüchtet, andere sind von den umliegenden Dörfern zurückgekommen. Sie haben ihre Häuser zurückgekauft und Hajosch wieder zum Blühen gebracht.



Diesem Fleiß, dieser Treue wollen wir heute gedenken, und unsere Kerzen vor dem Denkmal niederlegen.

Nach der Gedenkfeier hat die Deutsche Selbstverwaltung die Hajoscher zum Nationalitätentag ins Kulturhaus eingeladen. Das Programm war ein Beweis dafür, dass die Hajoscher auch heute treu ihrer Heimat und ihrer schwäbischen Herkunft sind.



T. Szauter

Vom Armenhäusler zum Bauern

Die Geschichte eines Buben aus Waschkut, der in ärmlichsten Verhältnissen geboren wurde und es mit Willenskraft, Fleiß, Tatkraft, löblichem Lebenswandel und heroischer Tapferkeit zum angesehenen Bauern gebracht hat.



In einer kalten Winternacht des Jahres 1889, am 7. Februar, wurde in Waschkut/Kakuschwar in einem alten schilfgedeckten Haus (Kalupa), dessen Wände aus gestampftem Lehm gemacht waren, seine Fußböden aus festgetretener Erde bestanden, die hie und da mit Sand bestreut wurden und dessen Fenster höchstens einfach verglast waren, oft nur eine einfache, offene Feuerstelle, aber in der Regel immer einen „Batzofen“ hatten, in dem Brot

gebacken und mit dem das ganze Haus beheizt wurde, ein Junge geboren, der auf den Namen Stefan getauft wurde. Er war der Zweitgeborene des Tschischmachers (Stiefelschuster) Stefan Mayer und der Tagelöhnerin Rosalia Harsch, die nach eigenen Angaben 1860 gleichfalls in Waschkut geboren wurde und am 13. April 1952 in Auerbach/Sachsen starb. Dieser Junge hatte so wohl noch einen älteren als auch einen jüngeren Bruder (Josef und Nikolaus) und noch zwei Schwestern (Rosalia und Elisabeth). Der Vater kränkelte oft und verstarb auch 1912 sehr früh und so musste meine Urgroßmutter (unsere Nana) schon frühzeitig zusehen, wie sie ihre vier Kinder ernähren konnte. So kam es, dass mein Großvater noch als Schulkind in die Pflicht genommen wurde. Im Winter ging er in die Schule mit ein oder zwei „frisch abquellti Krombira“ in der Hosentasche, die noch gut warm waren und ohne Weiteres Handschuhe ersetzten. Im Sommer hat er oft als „Sauhaltr“ gearbeitet, auch mal als „Iudas Matyi“ und nach der 6. Klasse wurde er junger Knecht bei wohlhabenden Bauern aus der „Großgass“. Aus meinem Gedächtnis kenne ich die Namen Ethmann Stefan und Marxer Stefan, denn die Geschichten aus Waschkut, Borschod, Baja, Wikitsch, Hajosch, Gara etc. hab ich wenigstens tausendmal gehört! Er liebte das flache fruchtbare Land, war an Kälte, Wärme, Hunger, Durst, schwere Arbeit und Schweiß gewöhnt, war liebevoll zu allen Tieren, küsste auch manchmal seine „Milichsaila/Ferkel“ und die „Kälwla/Kälber“, war oft genug auch Geburtshelfer bei seinen Tieren. Er konnte Zeitung lesen (sowohl deutsche als auch ungarische), konnte notdürftig schreiben und hat nie in seinem Leben einen Roman o.ä. in die Hand genommen, „schad om die Zeit!“ Im Jahr 1913, nachdem er seinen Militärdienst als „Standdiener“ beendet hatte, lernte er meine Großmutter (die Hauser Greti, auch aus Waschkut) die Tochter des Feldhüters Josef Hauser, kennen und heiratete sie sofort. Sie bekamen einen Sohn Hans, (geb. am 6. April 1914) meinen Vater, aber bald darauf begann ja bekanntermaßen der Erste Weltkrieg und mein Großvater wurde wieder Soldat in seinem 23.K&K-Infanterieregiment Sombor. Er kämpfte in Russisch-Polen (Lemberg), in Serbien und auch in den italienischen Alpen als „Kapral“, d. h. Korporal (magy. kir. tizedes), war mit Lazarettpausen etc. vom ersten bis zum letzten Tag des Krieges im Einsatz, wurde fünfmal durch Granatsplitter verwundet, einige von den Eisenbrocken in seinem Leib hat er

mit in sein Grab in Auerbach genommen. Für seine Tapferkeit (die Politik hatte ihn so manipuliert, dass er bedenkenlos sein Leben eingesetzt hat) bekam er neun Auszeichnungen, darunter zweimal das sog. Große Silber und war damit wohl der höchstdekorierte Soldat des Komitats. Er hat mit viel Blut und großen Schmerzen gezahlt und als Protest gegen die „Vrucktichheit“ des Krieges seinen letzten Orden nicht abgeholt. Meine Großeltern bekamen 1916 noch einen zweiten Sohn, den Stefan, dieser ist aber während seines Militärdienstes an einer schlecht behandelten und beaufsichtigten Krankheit 1939 gestorben.

Für seine Verdienste um König, Kaiser und Heimat wurde mein Großvater im Jahre 1920 in den vom Siebenbürger Admiral und Reichsverweser Horthy Miklos gegründeten Orden der „Vitéz“ aufgenommen und musste sich gefallen lassen, dass sein deutscher Name „Mayer“ in eine den Ungarn genehme Form, in „Major“ gebracht wurde. Diesen Namen tragen alle seine Nachfahren, auch meine Kinder!



Mit dem Titel „Vitéz“ verbunden war das Recht, zu „Vorzugspreisen“ Feld kaufen zu dürfen, welches irgendwie an die Krone zurückgefallen oder sonstwie frei war! In unserem Fall waren das Ländereien des Borschoder Adligen und Großgrundbesitzers (vermutlich kroatischer Herkunft) Tománovics, dessen liederliches Leben allgemein bekannt war und der angeblich Güterwagen voll Weizen in einer Nacht beim Kartenspiel verloren hat!

Damit war ein Anfang zu freiem Leben als Bauer gemacht, aber das Land war auf dem Borschoder Hotter und so kam es, dass noch weiteres Feld gekauft/umkommissioniert wurde, es wurde in Borschod ein Tanya/Pusztas gebaut und die Familie übersiedelte 1929 in dieses ungarische Dorf. Es begann gleichfalls mit einem aus „Kohlsteinen/Lehmziegeln“ gebauten Haus, bestehend aus Stall, Kammer, Stube und Küche, allerdings immer noch mit Lehmfußboden, aber das Dach war schon plattgedeckt! Dieses Haus hatte schon einen „Ksparherd“, aber immer noch einen „Batzofen“. Gefeuert/geheizt wurde mit abgeribbelten Kukruzkolben, mit Reisig, mit getrockneten Kukruzstängeln, mit Akazienholz (wenn man es sich leisten konnte), auch mal mit „Pomplana“!! Im Laufe der Jahre kamen noch eine Stube, Sommerküche, Futterkammer, größere Ställe mit „ama Kori“ drauf, Wagenschuppen, eine Viehkoppel, einem riesigen Strohfaim mit eingebauter Unterstellmöglichkeit für Wagen, Schlitten und andere Dinge dazu, sodass am Ende (1947) ein offener Dreiseitenhof da stand, mit eigenem Brunnen (Gémeskút), von

eigenen Feldern umgeben, mit Ententeich (Gänse konnte meine Großmutter nicht leiden, es waren auch wohl ein paar eingesetzte Fische aus dem „Kigyós“ drin!), Pferdegepöpel (Schroter), Weingarten, jungen Obstbäumen, Küchengarten, eingebrachter Ernte, drei Kühen, zwei Pferden, einem Fohlen (Hutsch), fünf Schafen (wegen der Wolle), zwei Hunden, Tauben, Unmengen von Geziefer/Geflügel als Frischfleisch und an die 15 Schweine jeder Größe! Dieser Hof war in jeder Hinsicht selbstversorgend, nur solche Dinge wie Kleidung, Schuhwerk, Gewürze, Zucker, Petroleum, Batterien für's Radio usw. mussten gekauft werden.



Da es sich hier um einen Hof etwa 2 km vom Dorf entfernt handelte, war keine Elektrizität vorhanden, alles musste in zeitraubender Handarbeit erledigt werden. Die nächsten Nachbarn, alles „vitéz“, waren in guter Rufweite in

Richtung Katschmar/Katymár in einer Reihe „aufgefädelt“, kamen manchmal auf einen Schwatz oder auf ein Glas Wein herüber und dann begann die „Große Politik“ oder

es flossen die Kriegserinnerungen! (Stefan, wascht no, wu mir die Russa damalich en dr Flanka agriffa henn,...awr die sen gspronga....)

Das war die einzige politische Betätigung meiner Altvorderen und das auch nur zur Winterzeit, im Sommer sind sie abends todmüde in ihre Betten gefallen. Sonntags wurde mal Nachrichten aus dem Batterie-Radio gehört oder Musik aus Budapest, Ujvidék oder auch aus Belgrad. Soweit zu unserer Kriegsschuld!

Gut in Erinnerung ist mir die Geschichte mit den Flugzeugen: Irgendwann gegen Ende des Krieges (ich muss so gegen vier Jahre alt gewesen sein) hat mein Großvater nahe des Hauses geackert (die Frauen haben mit Wäsche und viel heißem Wasser

hantiert und konnten mich nicht gebrauchen) und mich mitgenommen. Da fand über unseren Köpfen ein Luftkampf zwischen deutschen Jägern und englischen Bombern statt, die von Süden kamen und in ihrer Not ihre Bomben in unsere Felder warfen, damit sie leichter und schneller wurden. Großvater hatte das Geschehen im Auge, mich einige Augenblicke nicht unter Kontrolle, so geriet ich vor die Pferde, die mich gut kannten, mich in die Mitte nahmen und einfach weiterliefen. So geriet ich vor das Pflugschar, Großvater merkte es in letzter Sekunde, warf den eisernen Pflug beiseite und zog mich aus der Furche. Außer ein paar leichten Abschürfungen und einem gehörigen Schrecken ist mir nichts passiert.



Als die Kommunisten 1945 die Macht übernahmen, wurde mein Großvater ins „Gmahaus“ bestellt, er sollte dort Rede und Antwort zu Besitz und Titel stehen. Die Antwort, er hätte nur seine Pflicht getan und für die Heimat gekämpft, hatte den Herren nicht gefallen, man hat ihn mehrfach gehohlet. Das hätte sich mal ein Jahr vorher einer trauen sollen, der wäre gefressen worden. (Der Name des „neuen biró“ ist mir bekannt!)

Solange meine Großeltern lebten (Opa bis 1964, Oma bis 1971) war dies alles tägliches Thema, ich als junger Mann konnte es manchmal schon nicht mehr hören. Erst später habe ich so richtig begriffen, wie diese Leute gelitten haben und es nicht begreifen und verwinden konnten, was man ihnen warum angetan hat!

(Ergänzender Lesestoff von mir hierzu siehe Batschkaer Spuren Nr. 13, 21 und Nr. 28)

Aufgeschrieben im Januar 2015 vom „Tschischmamacher“, Karl Major (auch vitéz Major Károly, Diplomingenieur i.R.)

Fortsetzung folgt

Eine Träne zu trocknen ist ehrenvoller als Ströme von Blut zu vergießen.

Lord Byron (1788-1824)

Lügen können Kriege in Bewegung setzen, Wahrheit hingegen kann ganze Armeen aufhalten.

Otto von Bismarck

Jeder Krieg ist eine Niederlage des menschlichen Geistes.

Henry Miller (1891-1980)

Jeder Krieg ist für mich der Bankrott der Politik.

Gerd Schmückle

Eine methodische Handreichung für ungarndeutsche Kindergärten *Monika Jäger-Manz: Traditionen kindgemäß pflegen*

An der **Eötvös-József-Hochschule** in Baja werden seit Jahrzehnten Pädagogen für das ungarndeutsche Bildungswesen ausgebildet. Da es leider an Handreichungen zum Bereich „Deutschförderung“ und „Kulturtradierung“ für den Kindergarten mangelt, ist es notwendig, für diese empfängliche Phase des Kindesalters fachliche Hilfe zu leisten. Mit dem ersten Buch einer geplanten Buchreihe wird es versucht, diese große Lücke zu füllen.



Das Ziel dieses Buches ist es, Hilfe anzubieten, mit der die Kindergärtnerinnen den Anforderungen der deutschen Nationalitätenerziehung gerecht werden können.

Kindergärtnerinnen der jungen Generation und die des mittleren Alters haben ihre sprachliche und kulturelle Sozialisation nicht mehr im traditionellen ungarndeutschen Milieu erlebt. Diese Generation der Pädagogen hat in den meisten Fällen im Elternhaus weder eine Varietät des Deutschen noch die Kultur der Ungarndeutschen erwerben können. Bestenfalls kennt sie einige Floskeln wie „Guti Nacht“ bzw. einige Spezialitäten der ungarndeutschen Küche wie „Kraut und dicki Knedli“. Deutsch hat sie nicht mehr als Muttersprache, sondern als Fremd- oder seltener als Zweitsprache in ihrer sekundären Sozialisation auf einem bestimmten Niveau erwerben können. Oft fehlt es an den zu dem fließenden Kommunizieren befähigenden Sprachkenntnissen. Die Folge dieser Tatsache ist das traurige Ergebnis der deutschsprachigen Erziehung in vielen bilingualen Kindergärten.

Das Angebot „Traditionspflege“ soll in der Kindererziehung als **BEGEGNUNG mit der deutschen Kultur** aufgefasst werden: Es soll ermöglicht werden, dass

- die Kinder die Sitten und Bräuche der Ungarndeutschen im Kindergarten kennen lernen und erleben;
- sie darüber Erfahrungen sammeln können;
- die Kinder durch offene Lernformen Einsicht in das Leben der Ungarndeutschen aufgrund von eigenen Erlebnissen erhalten können, wobei sie grundlegende Kenntnisse über das Leben der Vorfahren erwerben können.

Wenn man die methodischen Schritte der Bearbeitung betrachtet, könnte die Arbeit an volkskundlichen Themen einem 5-Phasenmodell folgen:

Phase 1: „WAS soll vermittelt werden?“ Eine vertiefte **inhaltliche Vorbereitung: Studieren der Fachliteratur** (zum Beispiel: Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen, verschiedene Studien, Sammlungen, Diplomarbeiten).

Eventuell Sammeltätigkeit in der näheren Umgebung/im eigenen Dorf sowie Suche nach Gewährspersonen, die unsere Tätigkeit mit authentischem Material (Beispiele materieller und geistiger Kultur usw.) unterstützen können.

Phase 2: „WIE“, mit welchen Methoden sollen die Inhalte vermittelt werden?

Gründliche didaktisch-methodische Überlegungen, Vorbereitung der Kindergärtnerin auf das Thema.

Die Themen können mit traditionellen Methoden (als Frontalarbeit: Siehe im Buch zum Beispiel Thema 3: Das Kindstuch), aber auch mit offenen Arbeitsformen im Kindergarten bearbeitet werden:

- als Arbeit an Stationen (Siehe Thema 1: Die Volkstracht der Ungarndeutschen) oder
- als Projektarbeit (Siehe Thema 2: Das Bauernhaus – Dorfprojekt).

Phase 3: Motivation, Erwecken des Interesses

Phase 4: Durchführung

Die Kinder sollen kindgemäß, handlungsorientiert und spielerisch Kenntnisse erwerben.

Phase 5: Auswertung.

Das neue Buch **Traditionen kindgemäß pflegen** beinhaltet Schwerpunkte der Traditionspflege und Vorschläge zu Themenbearbeitungen des kulturellen Erbes: Die Volkstracht der Ungarndeutschen, das Bauernhaus, das Kindstuch, die ungarndeutsche Küche, Hochzeitsbräuche, ein ungarndeutscher Beruf: der Töpfer sowie weitere Themenvorschläge wie: Meine Familie – Stammbaum; Arbeit mit Fotos; Stickerei; Konservierung von Lebensmitteln; Heilmethoden früher; Fasching mit Faschingsumzug; Ostern; Pfingsten; Weihnachten feiern; Kirchweih; Das Kleinkind in der Wiege – die Taufe; Lieder, Reime; Kindertänze – Wir machen ein Tanzhaus; Kräuter; Weinlese; Maisbrechen; Musik der Ungarndeutschen – charakteristische Musikinstrumente usw.

Der Dank für die Förderung der Handreichung (alle 302 Kindergärten des ungarndeutschen Bildungswesens werden ein Exemplar kostenlos bekommen) gilt dem Bundesministerium für Bildung und Frauen (BMBF Wien), dem Verein „Austria Literatur“ (AL-Wien) und Herrn Dr. Heinz Bernart für die Unterstützung dieses methodischen Hilfsmaterials.

MJM

Vollversammlung des Deutschen Kulturvereins Batschka

Am 13 Februar 2015 wurde die Vollversammlung im Ungarndeutschen Bildungszentrum veranstaltet. Zahlreiche Mitglieder folgten unserer Einladung, so konnte bei guter Laune auf die Vergangenheit zurückgeblickt und für die Zukunft Pläne geschmiedet werden:



Unsere Aktivitäten reichen von der Organisation von Sprachkursen über Tagesausflüge, Gedenkfeier und lustige



Zusammankünfte bis zu Auslandsausflügen.

Neben dem Rechenschaftsbericht des Vorstandes wurde auch die neue Satzung des Vereins einstimmig angenommen.

Da die Deutsche Selbstverwaltung der Stadt Baja unsere Tätigkeit sowohl moralisch als auch finanziell unterstützt und die Mehrheit unserer Mitglieder ihren Jahresbeitrag gewissenhaft einzahlt und auch einen Prozent ihrer Steuer uns zukommen lässt, können wir auch im wirtschaftlichen Sinne auf ein erfolgreiches Jahr zurückblicken.

Neben den traditionellen Programmen organisieren wir einen viertägigen Ausflug nach Siebenbürgen, wo wir neben der wunderschönen Landschaft auch die Baudenkmäler der Sachsen bewundern können



Die Anwesenden äußerten sich zufrieden über die bunte Vielfalt der Programme und versprachen aktive Teilnahme.

Der offiziellen Sitzung folgte ein gemeinsames Abendbrot im Speisesaal, wo die Teilnehmer mit einer Schlachterplatte, Salzkartoffeln und gedünstetem Kraut bewirtet worden sind. Unseren Durst konnten wir mit Glühwein oder feinem Früchtetee stillen.

Hans Glasenhardt

Treffen der Knopfharmonikā-Spieler im Hajoscher Schloss



Lebensart Teil 8 (Teil 1-7 siehe Batschkaer Spuren Nr. 29-37)

Aus der Sammlung von Konrad Gerescher



Werbung

Wer tie Jung will, muß dr Alda schee tuu; s muß kheirat sei, weil wann onr o Schuh ohot pleibt r oschichtich; bei auswertigen Werbern hieß es: tie preichta net kumma, wu Nussa sinn, sinn a Priegl, usw. Gar viele Sprüche machte man auf die Werbung. Alle zusammen kann man auf den gleichen

Nenner bringen, wie er schon bei der schönen Liebschaft galt: Was tie Eldra un tie Leit kfalla hot, war kud un schee. Daß nicht alle Liebschaften zur Werbung führten, ist klar, weil oft etwas dazwischen kam: Andere Burschen oder Mädchen, bessere Gelegenheiten, Krankheiten, Soldatenzeit, Wegziehen, die Walz oder gar der Tod. Das alles war aber nicht so schlimm, wie wenn eine vollzogene Werbung nicht zum Versprechen/Verloben führte.

Angenommene Werbung

Obwohl noch nicht verlobt (versprochen) legte sich das Mädchen bei einer angenommenen Werbung auf den Werber fest, trug von ihm ein sichtbares Schmuckstück und stand auch mal allein mit ihm vor dem Tor, bis es stockdunkel wurde. Die Mutter horchte hinter dem Tor, bis es Zeit wurde zum Reingehen - ungefähr nach dem unverständlichen Wispern und dem ersten längeren Kuss. Das war auf den kleineren Heidedörfeln so, in den größeren an der Donau oder Theiß, wo die Jugend schon mal an einem sonnigen Feiertag hinaus auf das Wasser und zu einem heimlichen Plätzchen ruderte, konnte die Mutter die Küsse nicht mehr zählen. Da kam auch schon mal mehr vor. Überhaupt in einem heißen Sommer, wenn das lange Baden müde machte und man sich in einer Sandbucht gemeinsam ausruhte.

Mislungene Werbung

Gab es bei der Werbung keine feste Einigung, in Bezug auf eine baldige Verlobung, oder ging man gar wieder auseinander, so konnten sich die Eltern des Paares öffentlich trösten: Mir schmeißa unsr Kint niemand noch; was net is, wert schun noch wera; anri Eltra henn a scheeni Puuwa (odr Madl). Die Eltern des Mädchens machten sich heimlich dennoch Sorgen, dass ihre Tochter zur alten Jungfrau würde und die des Burschen hatten mehr oder minder Angst, dass ihr Sohn ein leichtes Leben beginnen würde. Für beide Elternpaare war es das Beste, wenn

bald wieder die Kupplerin (Kopplmottr) in Aktion trat und für das verlassene Mädchen oder den abgelehnten Burschen eine neue Partie suchen. Weil sich bald eine neue Person einfinden konnte, war die misslungene Werbung nichts endgültig Schlimmes. Und wenn es mit dem neuen Werbe-Versuch auch nichts wurde, kam eben ein weiterer... pis tes Hefili sei Teckili kfunda hot. Ledig blieb selten eine oder einer nur deshalb, weil es beim erstenmal nicht klappte. Ledige gab es mehr unter den Burschen, als unter den Mädchen, und der Grund war oft derselbe, wie heutzutage: zu wenige Mädchen, zu viel Arbeit, mehr Auskommens- als Heiratsorgen, immer zu spät und zu lahm ans Suchen gegangen oder einfach kein Interesse am anderen Geschlecht.

Die Kupplerin

War der Wille da, aber die Gelegenheit nicht, so gab es ein fast sicheres Mittel zum Heiraten, die Kupplerin. Sie gab es in einem Dorf mindestens einmal hauptberuflich für alle und noch mal in der Verwandtschaft für die Nächsten, als Freundschaftskupplerin. Wenn die Kupplerin eine Kuppelei vorhatte, hängte sie ihren roten Tschurak (ärmelloser Umhang) um und ließ sich mit ihm in der Kirche oder/und auf der Gasse sehen. Dann wussten alle Leute, dass sie einen Auftrag hatte, einen Burschen oder ein Mädchen zum Heiraten zu finden. Schon beim Auftrag bekam sie ungefähr gesagt, wer in Frage kommen könnte, und sie hat es auch gleich bei Dem- oder Derjenigen versucht. Wenn man sie in ihrem roten Umhängetuch kommen sah, wusste man, was sie will. Nach einer kurzen Bewirtung mit einem Schluck Wein, kam sie auf die Kuppelwerbung: Sie hätte da jemand... wüsste jemand ... reich oder im besten Alter, usw. Zuerst staunten alle und leugneten, dass im Hause jemand heiraten möchte, aber nach einer gemütlichen Stunde und gutem Zureden wurde die Werbung ernst genommen, abgelehnt oder angenommen. Bei Annahme hängte die Kupplerin ihren Tschurak verkehrt um, so dass alle Leute an der schwarzen oder blauen Außenfarbe sahen, dass die Werbung erfolgreich war. Bei keinem guten Ausgang, blieb der Tschurak außen rot und die Kupplerin hat weiter, vielleicht in einem Nachbardorf, „a kudi Partie“ suchen müssen. War diese gefunden und beiden Seiten recht, so kamen die Verkuppelten im Brauthaus zusammen und hielten bald die Verlobung.

Wandschoner aus Gereschlack/Gereslak



Die Geschichte der Ungarndeutschen Grundschule von Gara (1959-1972)

Teil 2

Georg Heffner schrieb seine deutschsprachige Diplomarbeit an der Pädagogischen Hochschule in Fünfkirchen mit dem Titel *Mit seiner Genehmigung veröffentlichen wir aus dieser Arbeit einige Abschnitte. (Teil 1 siehe in Batschkaer Spuren Nr. 37)*

Objektive Bedingungen

Das Gebäude selbst war alt. Die Räume waren immer sauber, jedes Jahr wurden sie geweißt. In einem jeden Klassenraum waren der Schülerzahl entsprechend Bänke, eine Tafel, ein Tisch und Stuhl für den Lehrer, ein Ofen usw. Nur von der Größe her unterschieden sie sich von den Räumen der ungarischen Schule. In den ersten Jahren war die Ausrüstung der Kabinette ziemlich ärmlich, das hat sich aber im Laufe der Zeit geändert, es kamen immer neue Veranschauligungsmittel hinzu, obwohl die Schule in diesem Bereich die großen Schulen nicht einholen konnte. Zum Gebäude gehörte noch ein verhältnismäßig großer Hof, wo sich die Schüler in den Pausen erholen konnten.

Im nördlichen Teil des Hauses waren zwei Lehrerwohnungen, in denen die Familie Schal, später die Familie Nagy, bzw. die Familie Wolfärt wohnten.

Die Lehrbücher wiesen eine bunte Scala auf: es gab solche, die dem Wortschatz der Kinder entsprachen, aber auch andere, die mehr oder weniger weit davon entfernt waren.

Insofern die Schüler von zu Hause aus den schwäbischen Dialekt beherrschten, hatten sie nicht viel Schwierigkeiten mit den Lehrbüchern der Unterstufe. Die Lesebücher enthielten vieles über Haus, Hof und Garten, über das Leben auf der Straße, im Dorf und in der Stadt.

Wer beim Gebrauch der deutschen Deklination, Konjugation oder der Präpositionen usw. kleinere Schwierigkeiten hatte, war aus eigenem Antrieb oder auf Wunsch der Eltern so fleißig, dass er das früher oder später nachholen konnte. Am Anfang gab es wenige Kinder, denen die Lesebücher Schwierigkeiten bereiteten, im Laufe der Jahre wurde aber die Lage langsam immer schlechter. Für die Fächer: "Heimatkunde" und "Unsere Umgebung" gab es nur ungarische Bücher. Die Aufgaben lösten die Lehrer im Handbuch deutsch, sie unterrichteten deutsch. Man hat bei Hospitierungen die Erfahrungen gemacht, dass die Schüler gut antworten konnten. Lesestücke aus der Geschichte oder Erdkunde waren eine gute Vorbereitung für die Oberstufe. Aber nicht alle Fachlehrer beherrschten die dazugehörige Fachsprache in entsprechendem Maß, die jüngeren Lehrkräfte hatten ja in der Schule entweder überhaupt kein Deutsch gelernt oder nur sehr wenig. Die Schule stand oft vor der Wahl: weniger Fachwissen und deutsch lernen oder mehr Fachwissen und ungarisch. Da man aber nicht wollte, dass die Schüler in den höheren Schulen benachteiligt sein sollen, wurde z.B. Erdkunde ungarisch unterrichtet, deutsche Bücher gab es ja für dieses Fach sowieso nicht.

Die Lehrbücher für Geschichte waren wortwörtliche Übersetzungen aus dem Ungarischen. Solange es wöchentlich zwei Stunden gab, ging es noch, aber es war sehr schwer.

Die Schwierigkeiten konnten zum Teil damit überbrückt werden, dass der Lehrer das Wichtigste eingehend behandelte, vom übrigen aber nur einen Überblick, Ausgangspunkte, Ursachen, Folgen usw. übermittelte.

Leider wurden bald neue, aber nicht bessere Lehrbücher herausgegeben. Das Fach Geschichte trat schon in der fünften Klasse ein - in den ersten Jahren erst in der sechsten und es gab keine deutsche Übersetzung. Mit der Zusammenziehung zweier Klassen in eine Gruppe sank die Stundenzahl, es blieb nur eine Geschichtsstunde pro Woche. Es gab auch keinen Atlas, keine Tabellen oder andere Hilfsmittel. Das bereitete sowohl für die Lehrer als auch für die Schüler Schwierigkeiten. Dann kam eine neue Serie methodisch sehr guter Bücher. Frau Elisabeth Wolfärt, die zu dieser Zeit die Geschichte unterrichtete, machte für die Schüler getippte Übersetzungen. Zuerst nur Skizzen, dann einen Auszug, später übersetzte sie fast den ganzen Text.

Sie fingen mit ganz einfachen Sätzen an und nur stufenweise wurden sie langsam schwieriger. Die deutsche Variante wurde oft länger als der Originaltext. Da der Text so aber leicht zu verstehen war, konnten die Kinder ihn leicht erlernen. Der Direktor der Schule erwirkte im Ministerium eine Beauftragung und in anderthalb Jahren waren die Übersetzungen der Geschichts- und Erdkundebücher fertig. Jedoch konnten nur wenige Jahrgänge daraus lernen, da die Schule bald der ungarischen Schule angeschlossen wurde und es dann überhaupt keinen deutschen Unterricht dieser Fächer gab.

Die Deutschbücher der Oberstufe waren genauso aufgebaut wie die im Ungarischen. Die Märchen, die Sagen, die Geschichten und die Lesestücke waren in den 5-6. Klassen für manche Gruppen sehr schwer, für andere – bei entsprechender Bearbeitung – bedeuteten sie keine Schwierigkeiten. Letztere eigneten sich einen immer reicheren Wortschatz an und lernten gern und fleißig, es war ja ihre Muttersprache. Für viele war es noch wirklich die Sprache, die sie am besten beherrschten. Die Grammatikbücher waren sehr "wissenschaftlich", mehr Regeln und Tabellen als Beispiele.

Die Schüler wurden fast mit allen Details der deutschen Grammatik konfrontiert. Sie mussten auch die Unterschiede, die zwischen dem Schwäbischen und dem Hochdeutschen bestehen, überwinden. (z.B. Tempusformen, Gebrauch des Genitivs usw.) Erfreulicherweise gab es zum Deutschunterricht eine 3. Bücherserie: "Sprachübungen". Es war nicht nach Themenkreisen geordnet, sondern nach sprachlichen Schwierigkeiten. Das festigte nicht nur die grammatischen Kenntnisse, sondern erweiterte den Wortschatz, auch andere Gebiete des Lebens betreffend. So gab es Texte über die Olympiade, über Krankheiten, über Besuch im Ausland, über Kleidung usw. Bei den Literaturbüchern war man gezwungen zu selektieren, das Wichtigste hervorzuheben, nur so blieb Zeit zur Einübung. Wer Literatur gern hatte, bekam einen "netten" Überblick.

In der 7. Klasse gab es z. B. Werke von Goethe, Schiller, Heine, Lenau, Storm usw. Das Buch der 8. Klasse beschäftigte sich z. B. mit Thomas und Heinrich Mann, Anna Seghers, Leonhard Frank usw. Man machte die Erfahrung, dass sich die Schüler sehr gerne mit diesen Werken beschäftigten.

Zu erwähnen ist auch die Bibliothek der Schule, wo Bücher für Alt und Jung zur Verfügung standen. Viele Bücher bekam die Schule von der Nationalitätenbücherei des Komitates, aber auch Geschenke sowohl aus der DDR als auch aus der BRD bereicherten den Bestand. Man lieh oft Bücher aus, das taten aber überwiegend die Kleinen. Je grösser sie wurden, desto seltener liehen sie deutsche Bücher aus, um sie zu Hause zu lesen.

In der Bibliothek waren auch Schüler behilflich.

Klassen und Gruppen

Da die Schülerzahl innerhalb einer Klasse ziemlich gering war, zog man schon am Anfang der 60er Jahre Klassen zusammen. Die erste und die zweite Klassen waren schon im ersten Jahr (1959/60) in einem Raum.

Klassenpaare waren: 1-3; 2-4; 5-6; 7-8.

Später wechselte man auf die oben angegebene Version. Diese Paarung soll besser gewesen sein, weil die Kinder der dritten Klasse schon selbständiger waren und sie in bestimmten Situationen den Kleinsten helfen konnten.

Das Zusammenziehen zweier Klassen forderte natürlich eine spezielle Art und Weise des Unterrichts. Gleichzeitig konnte man sich ja mit zwei Klassen nicht direkt (laut) beschäftigen. So sprach man über zweierlei Studententypen. Es gab direkte (laute) und selbständige (stille) Stunden.

Offiziell hätten gleichzeitig immer ein Humanfach und ein Realfach stattfinden müssen. Davon wich man aber ab – das war ein Beschluss des Lehrkörpers – und es gab immer Stunden gleichen Types. Warum man sich so entschied? So konnte der Lehrer oder die Lehrerin auch die Arbeit der Schüler viel besser steuern, die eine "stille" Stunde hatten. Wenn sie Probleme hatten, konnte ihnen geholfen werden. Diese Problematik bezog sich natürlich auf die Oberschule.

Ob das Zusammenziehen der Klassen positiv oder negativ war? Da gibt es verschiedene Meinungen. Keine Beurteilung ist diesbezüglich homogen. Es ist Tatsache, dass die meisten Fächer – mit den ungarischen Schulen verglichen – in einer reduzierten Stundenzahl unterrichtet wurden. Dazu kam noch, dass man z. B. die Erdkunde deutsch hätte unterrichten müssen. Damit sind wir beim Problem, was ich schon im Bereich "Bücher" behandelt habe.

Die niedrige Schülerzahl innerhalb einer Klasse war aber unbedingt gut, denn man konnte sich viel mehr mit einem Schüler beschäftigen, fast in einer jeden Stunde kam ein jeder zu Worte. Die gut vorbereiteten direkten und "stillen" Stunden erzogen die Schüler zum selbständigen Denken, sie lernten, wie man die Zeit gut einteilen und das Wesentliche der Sachen hervorheben muss. Für die Schüler war es auch vielleicht weniger anstrengend als z. B. sechs direkte Stunden.

Über die Lehrgegenstände und Ergebnisse

Unterrichtet wurden die selben Fächer, die in den ungarischen Schulen auf dem Stundenplan standen, nur der Nationalitätencharakter dieser Institution forderte die Aufnahme der deutschen Sprache in einer hohen Zahl und das wirkte dann auf die Zahl der anderen Fächer aus.

Wie der Stundenplan einer Nationalitätengrundschule aussehen musste, wurde durch die Verordnung des Kultusministers festgelegt. Die Beilage zur Verordnung vom Jahre 1967 enthielt folgendes:

I. Ungarisch werden unterrichtet:

- Die Fächer der ungarischen Sprache und Literatur: Konversation, Lesen, Schreiben, Abfassung, Grammatik, Rechtschreibung

- das Rechnen, die Geometrie und die praktische Beschäftigung (3-8. Klassen)

- die naturwissenschaftlichen Fächer (Physik, Chemie, Biologie)

- die Hälfte der Musik-Stunden

- Sport (in der 1. Klasse die Hälfte)

II. Muttersprachlicher Unterricht (Deutsch)

- Lesen, Schreiben, Abfassung, Grammatik, Rechtschreibung

- Umweltkunde

- Geschichte, Erdkunde

- Rechnen, Geometrie und praktische Beschäftigung (1-2. Schuljahr)

- Zeichnen, die Hälfte der Musik-Stunden

- in der ersten Klasse die Hälfte der Spielstunden

- die Stunden des Klassenleiters

Fach	Stundenplan (ab 1967/68.)							
	1	2	3	4	5	6	7	8
Ung. Sprache und Lit.	-	-	-	-	5	5	5	5
Konversation	2	-	-	-	-	-	-	-
Lesen	-	3	3	3	-	-	-	-
Schreiben	-	1	-	-	-	-	-	-
Abfassung	-	1	2	-	-	-	-	-
Gramm. Rechtschr.	-	-	3	3	-	-	-	-
Umweltkunde	1	2	2	2	-	-	-	-
Russisch	-	-	-	-	2	2	2	2
Geschichte	-	-	-	-	2	2	2	2
Erdkunde	-	-	-	-	2	2	2	2
Rechnen-Geometrie	5	6	6	6	5	5	4	4
Physik	-	-	-	-	-	2	2	2
Chemie	-	-	-	-	-	-	2	2
Biologie	-	-	-	-	2	2	2	2
Praktische Beschäftigung	1	1	1	1	2	2	2	2
Zeichnen	-	1	1	1	1	1	2	2
Musik	1	1	1	1	2	2	2	2
Sport	2	2	2	2	2	2	2	2
Stunde des Klassenleiters	-	-	-	-	1	1	1	1
Stundenzahl pro Woche:	22	26	29	30	32	33	34	34

In den Verordnungen und Stundenplänen war also alles festgelegt, was den Unterricht anbelangt. Die Theorie und die Praxis, die Realisierung überdeckten sich aber nicht immer, weil die Bedingungen dazu oft nicht vorhanden waren. In der Unterstufe konnte man vorschriftsgemäß den Unterricht gestalten, aber in der Oberstufe gelang das nicht immer. Es waren einfach nicht immer die Lehrer da, die über ein

entsprechendes Deutschkönnen verfügt hätten. Dazu kamen noch die früher bereits erwähnten Probleme (z. B. beim Fach Erdkunde).

Die Lage erschwerte auch die Fluktuation, es gab Fächer, die jedes Jahr von einem anderen Lehrer unterrichtet wurden.

Fortsetzung folgt

Faschingszeit

Schwabenball 2015 im UBZ

„Im UBZ werden die Traditionen nicht nur gepflegt, sondern auch gelebt“ – nach diesem Motto wurde am 7. Februar 2015 der Schwabenball im Ungarndeutschen Bildungszentrum in Baja gefeiert. Schirmherrin der Veranstaltung war Dr. Elisabeth Knab, Ehrenhauptdirektorin des UBZ, Geschäftsführerin für Personalwesen der Audi Hungaria Kft.

Im Eröffnungsprogramm traten um die 150 Chor- und Tanzgruppenmitglieder auf: Kindergartenkinder, Grund- und Gymnasialschüler, sogar ehemalige Schüler, spätere Pädagogen der Bajaer Bildungseinrichtung.



Der Chor der Einheitlichen Schule sang unter der Leitung von Margó Kovács ungarndeutsche Volkslieder. Auf Akkordeon begleitete Josef Emmert, Leiter der Kulturabteilung des UBZ, der auch für die Tanzgruppen jeder Altersstufe zum Tanz vorspielte.

Der ungarndeutsche Volkstanz spielt eine wichtige Rolle bei der Erziehung der UBZ-Kinder. Vom Kindergartenalter an werden ihnen die schwäbischen Kinderspiele beigebracht und in der Schule lernen sie in den Volkstanzstunden – im Rahmen des „jeden Tag Sports“ – die Walzer- und Polkaschritte kennen. Welche Fortschritte sie beim Tanzen machen, führen sie seit einigen Jahren auf dem traditionellen Schwabenball des UBZ vor. Diesmal trug die Choreographie den Titel „Kinderspiele bis zum Grab“. Das Leitmotiv war das Wetterhexenspiel, das zuerst die kleinen Mädchen als Reigenspiel, dann die größeren zum Necken einer älteren Frau tanzten. Schließlich kamen dann die

„echten“ Wetterhexen – ehemalige Schülerinnen des deutschsprachigen Gymnasiums – und bewiesen, dass sie trotz ihrer schwarzen, alt machenden Kleider ganz frisch und munter „Maasch jucka“ (Marsch tanzen) können. Die Spiele und Tänze haben engagierte Kindergärtnerinnen – Erika Fekete-Brautigam, Anita Aradi, Andrea Kiss, Anett Hollósi-Gál, Edit Gyetvai-Pál und Erika Horváth – und Lehrerinnen – Agnes Tokay-Márton, Eva Hornyák-Makai, Zsannett Melcher und Theresia Szauter – mit Unterstützung von Josef Emmert mit den Kindern einstudiert. Alle Mitwirkenden des Programms trugen Trachten aus der Trachtensammlung des UBZ, zu deren Erweiterung im vergangenen Jahr die Deutsche Selbstverwaltung von Baja und die Trägerstiftung des UBZ mit einer finanziellen Unterstützung großzügig beigetragen haben.



Mit einem Eröffnungswalzer begann der Ball, auf dem die Schütz-Kapelle für die gute Stimmung sorgte. Es wurde getanzt und gefeiert bis in die frühen Morgenstunden. Einige Mitglieder der Gymnasialtanzgruppe haben sich sogar nach der allerletzten Polka noch eine „Zugabe“ gewünscht – ein Beweis dafür, dass junge Leute auch heutzutage gerne die traditionellen ungarndeutschen Tänze tanzen, wenn sie die Gelegenheit haben, diese kennenzulernen. In diesem Sinne wird im UBZ gearbeitet und getanzt.

T. Szauter

Das Schicksal eines Österreich-Ungarischen Soldaten in russischer Gefangenschaft *Von Diplomingenieur Wilhelm Busch*

Das Schicksal meines Großvaters **Michael Busch** beschäftigt mich schon immer – ist sein Leben doch typisch für seine Generation. Obwohl ihm kein langes Leben vergönnt war, so hat er doch in der ihm zugewiesenen Zeitspanne viel bewegt. Geboren wurde er am 13. Oktober 1883 in Towarisch = Bácstováròs / Bács-Bodrog - Ungarn. Heute: Tovariševo / Vojvodina – Serbien. Er war das 6. von insgesamt 8 Kindern. Seine Eltern Michael und Maria Anna Scherer sind von Gajdobra nach Towarisch gezogen. Die Eltern von Michael waren Peter Busch und Maria Anna Finck und sind in Gajdobra geboren und gestorben. Der Vater von Michael, Nikolaus Busch wiederum war Bürgermeister von Gajdobra und seine Frau Anna Guth kam aus Hodschag. Die Eltern von Nikolaus sind vom Deutschen Reich eingewandert. Der Vater Ludwig BUSCH wurde am 14. August 1748 in Spiesen / Gfst. Nassau-Saarbrücken - Deutsches Reich; heute: Spiesen-Elversberg, Kreis Neunkirchen / Saarland – Deutschland geboren. Seine Frau Anna Maria BENDER wurde am 10. Juli 1755 in Spiesen / Gfst. Nassau-Saarbrücken - Deutsches Reich; heute: Spiesen-Elversberg, Kreis Neunkirchen / Saarland – Deutschland geboren.



Das Geburtshaus von Michael Busch in Towarisch

Meine Großeltern heirateten am 16. Oktober 1906 in Obrowatz = Borócz / Bács-Bodrog – Ungarn; heute: Obrovac / Vojvodina – Serbien. Mein Vater wurde 1910 in dem heute noch bestehenden Barockhaus geboren, das sein Vater gekauft hatte.



Das ehemalige Haus meiner Großeltern in Obrovac

Um 1906 zogen sie, zusammen mit mehreren Schwabenfamilien nach Slawonien und zwar nach Čačinci. Dort

erwarb mein Großvater das Areal von einem Gutshof, das er parzellierte. Für seine Familie baute er ein Haus, das heute als Rathaus der Gemeinde dient.



Das Haus meiner Großeltern in Čačinci – heute das Rathaus

Dies brachte wohl einigen Gewinn – damit konnten sie in Obrowatz nicht nur Haus und Feld kaufen, welches wesentlich teurer war wie in Slawonien.

Das ist die Vorgeschichte zum Verständnis.

Das eigentliche Schicksal, das mein Großvater mit vielen schwäbischen Leidensgenossen teilte, war der Erste Weltkrieg und die anschließende Gefangenschaft in Russland.

Das Kapitel der Österreich-Ungarischen Soldaten, die in russische Gefangenschaft gerieten, ist bis heute noch nicht so bekannt und es hat mich einige Mühe und Zeit gekostet, einiges davon zu recherchieren.

Verwundet in die Gefangenschaft

Auf dem Schlachtfeld machten viele deutsche und österreichisch-ungarische Gefangene nach ihren eigenen Berichten die Erfahrung, dass sie lange unversorgt herumgelegen seien. Sie seien von vorbeistürmenden russischen Soldaten ausgeplündert, aber nicht weiter beachtet worden. Viele rechneten deshalb auf dem Schlachtfeld mit ihrem Ableben.

Nachdem die Verwundeten schließlich doch von russischen Sanitätern notdürftig verbunden worden waren, wurden sie zurückgebracht, wobei stets die Rohheit der Russen betont wird. Die leichter Verwundeten mussten sich meist den anderen Gefangenen auf ihrem Marsch ins Hinterland anschließen. Von ihnen fanden angeblich viele auf diesem Weg ihr Ende. Ein Berichterstatter schreibt: „Kranke und Verwundete wurden rücksichtslos zu Fuß weitergeschleppt.“

Die nicht Marschfähigen kamen auf russische Verbandsplätze an der Front. In ihrer ersten, nahe der Front gelegenen Station, wurden sie, wenn es ein ‚Hilfsplatz‘ oder ‚Sanitätsunterstand‘ war, von einem Feldscher oder einem Sanitäter verbunden.

Oft wird beschrieben, wie die in Lazaretten an der Nordwestfront Liegenden auf Befreiung gehofft hätten, als sie das Näherkommen der Einschläge der deutschen Geschütze hörten. Wenn die Einheiten der Mittelmächte sich den Lazaretten zu sehr näherten, wurden die Gefangenen aber evakuiert.

Auch die Verwundeten, die in von den Russen eroberten Spitalern lagen, befanden sich in einer besonderen Situation. Häufig wird von dem Schrecken angesichts des Leidens und Sterbens von Kameraden berichtet.

Der Fähnrich Heinrich Heph gibt folgende Darstellung über die Verhältnisse in seinem Spital bei der Einnahme durch die Russen: „Es war wie am jüngsten Tag. Im ganzen Spital gab es nur ein Wehklagen und Bitten, man solle sie nicht verlassen. Selbst die Schwerkranken verließen heimlich ihre Lager und flohen ohne Überlegung und ohne Ziel. Es waren schreckliche Stunden. Wir glaubten, jetzt kommt der Tod und doch mussten wir den Armen Trost und Hoffnung zusprechen.“

Über ihre Geistesverfassung auf dem relativ kurzen Eisenbahntransport von den Verladepunkten im Hinterland der Front bis in die Sammellager Darnica bei Kiew und Moskau-Urgešskaja schreiben die Kriegsgefangenen weit weniger als über den anschließenden langen Transport von dort nach Sibirien.

Die Verwundeten waren auf ihrem Weg ins Innere Russlands teils fatalistisch, teils sehnten sie sich nach der Heimat.



Michael Busch in Uniform der K&K-Armee

Im Troickilager bei Samara / Wolga, wo auch mein Großvater schließlich landete, wurden die Offiziere und Einjährigen in kleinen Häuschen und die Mannschaften in sehr schlecht gebauten Baracken untergebracht.

Die Zahl der Gefangenen hat Russland überfordert

2,1 Millionen Soldaten Österreich-Ungarns kamen zwischen 1914 und 1917 in russische Kriegsgefangenschaft. Man rechnet, dass 400.000 bis 470.000 Kriegsgefangene in Russland gestorben sind, das sind 18 bis 20 Prozent. Diese Quote sei weit höher als in anderen Ländern. In Österreich-Ungarn seien zehn Prozent der Kriegsgefangenen ums Leben gekommen, in Deutschland fünf Prozent und in Großbritannien nur drei Prozent.

Die Zahl der Gefangenen hatte alle kriegsführenden Mächte überfordert, Russland aber ganz besonders. An der bewegteren Ostfront habe es nämlich wesentlich mehr Kriegsgefangene gegeben als an der eher statischen Westfront. So seien allein in der Brussilow-Offensive Mitte 1916 innerhalb von drei Monaten rund 350.000 österreichisch-ungarische Soldaten in russische Gefangenschaft geraten, berichtet der Forscher Egger.

Der 1. Weltkrieg 1914 – 1918 in Zahlen:

Gefallene:

Deutschland	2.000.000
Russland	1.700.000
Frankreich	1.400.000
Österreich-Ungarn	1.200.000
Serbien	1.100.000
Großbritannien	950.000
Italien	500.000

Kriegsgefangene der Mittelmächte in Russland

Deutschland	160.000
Österreich-Ungarn	2.100.000

Rund 500.000 von ihnen, also jeder 5. stirbt in Gefangenschaft!

Seuchen und Kämpfe führten zum Tode

Die Kriegsgefangenen seien vor allem an Seuchen in den Lagern gestorben, aber auch in Kämpfen. Einige zehntausend griffen für die Zarenarmee zu den Waffen und später im Bürgerkrieg für die Bolschewiken oder deren Gegner, die Weißen. Freilich taten dies nicht alle freiwillig, es gab auch Zwangsrekrutierungen. In den russischen Gefangenenlagern herrschten teilweise unmenschliche Zustände. So habe eine österreichische Rot-Kreuz-Schwester von einem Lager in Jekaterinburg berichtet, wo den Gefangenen "Ratten über das Gesicht gelaufen sind und sie bei lebendigem Leib von Flöhen und Läusen zerfressen wurden". Anders als die Mittelmächte zog Russland die Gefangenen erst relativ spät - im Jahr 1916 - in großem Stil zum Arbeitsdienst heran. Vor allem auf Bauernhöfen waren die Lebensbedingungen besser als in den Lagern. Jene Gefangenen, die in der Industrie, dem Straßenbau oder in Frontbereich eingesetzt wurden, kamen dagegen "vom Regen in die Traufe".

Hohe Verdienste bei der Versorgung deutscher und österreichischer Kriegsgefangener in Russland und bei ihrer Rückführung in die Heimat erwarb sich von 1914 bis 1920 die schwedische Abgeordnete des Roten Kreuzes, **Elsa Brändström** (1888/1948).

Während ihrer segensreichen Arbeit kam sie in Lagern, Gefängnissen, Bergwerken und Lazaretten mit etwa 700.000 Gefangenen in Verbindung. Ihre dankbaren deutschen und österreichisch-ungarischen Schützlinge verliehen ihr den Ehrentitel Engel von Sibirien. Darüber hinaus kümmerte sie sich um deutsche Kinder, deren Väter aufgrund der Strapazen und Seuchen in der russischen Gefangenschaft nicht mehr zurückkamen.



Ein besonders hartes Los hatten die deutsch- und ungarischsprachigen Gefangenen, die meist in Sibirien oder Turkestan interniert worden seien. Russland habe die Gefangenen nämlich nach Nationalitäten getrennt. "Man hat versucht, solche Nationalitäten zu bevorzugen, denen man eine Nähe zu Russland oder zumindest eine Gegnerschaft zu den Mittelmächten unterstellt hat", erläutert Egger. So seien etwa Tschechen,

Italiener oder Elsässer vorwiegend im europäischen Teil Russlands interniert worden.

1917 stürzten Kriegsgefangene ins Chaos

Der Zusammenbruch des Zarenreiches im Jahr 1917 stürzte auch die Kriegsgefangenen ins Chaos. Die Bolschewiken, die Anfang 1918 einen Separatfrieden mit den Mittelmächten schlossen, überließen die Kriegsgefangenen ihrem Schicksal. Diese Chance nutzen viele zur Flucht – so auch mein Großvater. Zusammen mit Kameraden aus der Batschka machte er sich zu Fuß in Richtung Heimat. Aber leider hat er diese nie erreicht. Geschwächt von den Torturen der Gefangenschaft ist er unterwegs am 21. November 1918, im Alter von nur 35 Jahren gestorben.

Auch nach Kriegsende waren die Gefangenen zwar formell frei, doch konnten viele von ihnen nicht in ihre Heimat zurückkehren. Dies galt insbesondere für die rund 400.000 Kriegsgefangenen in Sibirien, das weiterhin von den "Weißen" und der mit ihnen verbündeten tschechischen Legion kontrolliert wurde.

So wurden viele Kriegsgefangene auch in den Russischen



Benachrichtigung über den Tod

Bürgerkrieg hineingezogen und griffen wieder zu den Waffen - entweder für die Bolschewiki oder für ihre bürgerlichen Gegner. Zum Teil seien revolutionäre Kriegsgefangene auch gegen ihre eigenen Offiziere vorgegangen. Der Historiker schätzt, dass ein Gutteil der 470.000 toten Kriegsgefangenen auf diese Kämpfe zurückgehe.

Während des Krieges waren die Gefangenen auch ein Seismograph für den Zustand der Donaumonarchie gewesen. Ein "einschneidendes Erlebnis" für viele Kriegsgefangene war etwa der Tod von Kaiser Franz Joseph Ende 1916, wird berichtet. Viele Soldaten gaben in ihren Aufzeichnungen an, "dass sie mit dem neuen Kaiser (Karl) nichts anfangen können". Zugleich zeigte sich im Umgang mit den eigenen Kriegsgefangenen schon früh, wie weit der "Entsolidarisierungsprozess" innerhalb der Monarchie schon fortgeschritten war. Im Jahr 1915 kamen bei einer zentralen Sammlung für Kriegsgefangene nur 200.000 Kronen an Barspenden und 375.000 Stück Sachspenden zusammen. "Das war eher mager", sagt Egger mit Blick auf Deutschland, wo bei einer ähnlichen Aktion im darauffolgenden Jahr 200 Millionen Kronen gesammelt wurden. Der Grund war nicht nur die materielle Not der einheimischen Bevölkerung, sondern die Tatsache, dass sie bewusst eher lokale Initiativen für die jeweils "eigenen" Kriegsgefangenen unterstützt habe.

Die Beziehungen zwischen Offizieren und Mannschaften

Die Offiziere behielten ihre Befehlsgewalt und ihre Rechte gegenüber der Mannschaft, soweit sie nicht von ihren Untergebenen rigoros abgetrennt wurden und mit ihnen nur als Offiziersburschen, Köchen und ähnlichem Dienstpersonal Kontakt hatten. In den äußeren Bedingungen bestanden

eklatante Unterschiede. Die Offiziere erhielten Gage, waren von der Arbeitspflicht befreit und verpflegten sich selbst. Die Mannschaften hingegen erhielten die russische Mannschaftskost und gingen zum Arbeitsdienst.

Um die Jahreswende 1917/8 lehnte das österreichisch-ungarische Armeekommando eine Gleichstellung der Offizierskost mit der Mannschaftskost, wie sie in Deutschland praktiziert wurde, ab.

Diese ablehnende Haltung wurde damit begründet, dass die Differenz im Bildungsniveau zwischen Offizier und Mann in der Monarchie wesentlich größer sei, als in Deutschland.

Der Offizier Epstein schreibt über den Winter 1917/18 in Oš:



„Unser Essen bestand nur noch aus einer Graupensuppe, drei Deka Fleisch, einer Handvoll Kascha und einem halben Pfund Hirsebrot. Früh erhielten wir die noch warme kleine Brottration und teilten sie in drei bis vier Stücke, die für die einzelnen Mahlzeiten bestimmt waren. Auch die beim Schneiden des Brotes abfallenden Krumen wurden gesammelt. Statt Butter oder Fett aßen wir zum Frühstück rohes Sauerkraut.“

Ein Offizier beklagt sich über die Verpflegungsverhältnisse: „Bis Jänner 1918 ziemlich gut, alles zu bekommen, wenn teuer auch. Von Jänner 1918 keine Gage bekommen, Verpflegung von den Russen, unessbare, schlechte Gerichte, nämlich: Fisch oder Krautsuppe und Kascha. Später haben wir es mit Zuschuss verbessert, aber noch immer nicht genügend und nicht essbar.“

Die kriegsgefangenen Mannschaften machten nach den schrecklichen Flecktyphus-Epidemien im Winter 1914/15 und 1915/16 sehr unterschiedliche Erfahrungen. Die einen litten große Entbehrungen, die anderen kamen im Land ihrer Internierung zu Wohlstand. Die gefangenen Offiziere genossen gemäß der Haager Landkriegsordnung von 1907 eine privilegierte Stellung. Auffällenderweise stammen die deutlichsten Klagen über ihre Leiden aber von ihnen.

Die seit kurzem zugänglichen russischen Archivdokumente ergeben, dass die überwiegende Mehrheit der Kriegsgefangenen des Ersten Weltkriegs in Russland mit der Oktoberrevolution in erster Linie die schlechte Hoffnung auf baldige Heimkehr verband. Die neue Regierung sah in ihnen dagegen ein anti-imperialistisches Kräfte-reservoir.

Grundsätzlich wollten sich die neuen Machthaber weiterhin an völkerrechtlichen Standards und Offiziers-Privilegien orientieren. Sie konnten die rapide Verschlechterung der Verpflegungssituation allerdings noch viel weniger in den Griff bekommen als ihre Vorgänger. Der zügige Gefangenen austausch, den der oktroyierte Friedensvertrag von Brest-Litowsk vorsah, konnte zudem für die unter "weißer" oder tschechoslowakischer Herrschaft stehenden Lager nicht in Angriff genommen werden. Er wurde im November 1918 ganz eingestellt. 1920 gab es noch rund 425.000 Kriegsgefangene in Russland, deren Repatriierung bis März 1922 abgeschlossen wurde.

Quellen:

Salzburger Nachrichten; Der Spiegel; Frankfurter Allgemeine Zeitung; Ernst Probst, Biografie Elsa Brandström Untersuchung der Universität Klagenfurt Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge; Forschungen über die Kriegsgefangenen-geschichte; Internationales Rotes Kreuz

Weihnachtshilfeprogramm Csávolý 2014

Genauso wie letztes Jahr ist zum Glück auch dieses Jahr der Engel des Hilfvereins *Konvoi der Hoffnung* aus Oberhausen-Rheinhausen angekommen, in Form eines LKWs, voll mit nützlichen Sachen: Kleidung, Kinderwagen, Bettwäsche, Rollstühle, rollende Gehböcke usw.



Wir versuchten wieder möglichst vielen Leuten und Institutionen zu helfen: Alltagsmenschen, Schulen und Kindergärten.

Die Kinderwagen und die Betteinsätze wurden aufgrund der Anträge der Fürsorgerin ausgeteilt. Wir haben ein paar Stücke noch davon. Die Heilbehelfe, die Rollstühle und Gehböcke hatten leider sehr schnell ihre Eigentümer gefunden, was die materielle und Gesundheitslage der Bevölkerung gut widerspiegelt.



Am Ende des Tages blieben nur 10 Säcke Kleidungen, die wir sofort der Csávolýer Caritas Hilfeorganisation weitergaben.

Aus der Administration stellte sich heraus, dass mehr als 400 Leute an

diesem Programm teilnahmen. Das ist ungefähr ein Viertel der Einwohner von Csávolý.

Wir hoffen, dass wir vielen Leuten Freude gemacht haben und helfen konnten.

Ein Auge von mir lachte, das andere weinte. Es weinte, weil wir hier sehen konnten, wie arm die Einwohner sind. Das andere lachte, weil ich mich freute, denn es war sehr gut, die glücklichen Leute zu sehen. Es freut mich, etwas Gutes tun zu können, den Leuten zu helfen.



Das Christkind der Csávolýer Deutschen Minderheitenselbstverwaltung war im Kindergarten und in der Schule. Es brachte viele interessante Spielzeuge und Plüschtiere. Die Kinder und die Lehrer freuten sich sehr darüber.

Dank der großzügigen Spende aus Oberhausen – Rheinhausen konnten wir den oben genannten Institutionen vor Weihnachten Spende geben, so konnten wir Weihnachten und den Beginn des neuen Jahres für viele Leute schöner machen.

An der ganzen Hilfeaktion haben sich Einwohner in Csávolý unabhängig von ihrer Nationalität beteiligt.

Wir tun alles, um auch in der Zukunft wieder helfen zu können und wir hoffen, dass am Rheinufer und in Mucsi an uns gedacht wird.

Norbert Hamháber
Bürgermeister von Tschawal/Csávolý
Vorsitzender der Csávolýer Deutschen Selbstverwaltung

Das Jahr

Das Jahr ist wie ein Kettenglied;
eine Strophe aus dem Lebenslied.
Ein Teil der Zukunft wie dem das war -
eine natürliche Zeitspanne ist das Jahr.

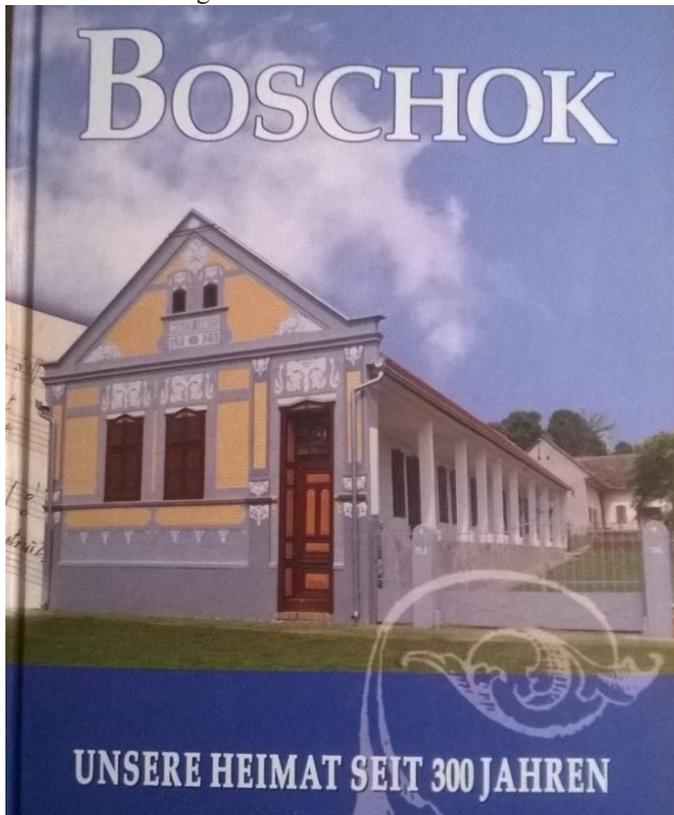
In der Geschichte kann man sehen,
was alles in einem Jahr geschehen.
Der Frohsinn und die Traurigkeit

die mischt es all zusammen
und verwahrt sie für die Ewigkeit
nach unserem letzten Amen.

Georg Busch
Windsor / Ont.
März 1994

Jubiläumfest und Präsentation der Ortsmonographie in Boschok

Mehr als 600 Bilder führen uns zurück in die längst versunkene Welt, als Boschok/Palotabozsok in der Branau, noch ein rein deutsches Bauerndorf war. Man hat das Gefühl, die Welt der Jahrhundertwende anhand vergilbter Schwarzweißfotos zu kennen. Früher hatten ja die Bauersleute noch keine Fotos! Doch welche Farben hatten die Kleider, wie sah es in den Straßen aus mit Pferde- und Kuhwagen, mit Gänsen vor den Häusern und mit spielenden Kindern? Welche Häuser stehen noch und welche Straßen haben ihr Aussehen verändert? Die Fotos zeigen die einfache Bauernwelt, die Tracht und Gebräuche, die Uniformen der Soldaten, unsere schönen Denkmäler, Statuen, Kreuze und alten Grabsteine mit Grabinschriften. Jetzt hat sich alles rundum verändert, genauso wie auch das alltägliche Leben der Schwaben.



Die Mitglieder des Boschoker Chores erzählten oft mit Nostalgie von der schönen Zeit ihrer Kindheit. Die älteren Frauen haben dies alles miterlebt. Diese Erinnerungen kann man doch nicht verloren gehen lassen!! Deswegen haben sich die Chormitglieder entschlossen, ihre Erlebnisse und das von den Müttern und Großeltern Gehörte für unsere Nachkommen niederzuschreiben. Ein guter Anlass dazu war unser 45-jähriges Jubiläumfest am 28. September 2014. So hat der Boschoker Chor nicht nur mit seinen Liedern und Trachten Spuren hinterlassen. In Zusammenarbeit mit den Sängerkameraden und sehr vielen älteren Leuten aus dem Dorf konnten wir unseren Traum verwirklichen. Wir drei "Jüngere", mit unseren mehr als 60 Jahren, das Ehepaar **Maria Jordán geb. Mieth** und **Josef Jordán mit Maria Thurn geb. Szorg** zusammen, haben das Material gesammelt, geschrieben und das Buch zusammengestellt. Eine große Hilfe war uns dabei **Andrea Kiszt** und **Robert Becker** bei der Übersetzung, die deutsche Bearbeitung machten **Sigrun Koy** und **Dr. Josef Czirják**.

Damit wurde zum Lob und zu Ehren der Ahnen unsere Heimat präsentiert.

Widmung

Ich bedanke mich voller Hochachtung bei sämtlichen lieben Lesern, die sich in unserer stürmischen Welt Zeit nehmen, das Buch über die Vergangenheit unseres Dorfes und über das Leben unserer Ahnen in die Hände zu nehmen.

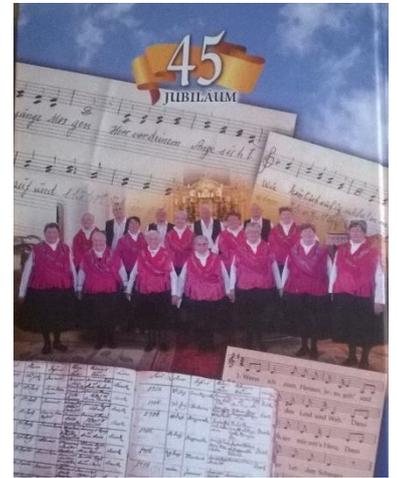
Das Dorf Boschok bedeutet in unserem Leben viel. Tausend und Tausend Fäden verbinden uns mit ihm, weil es unser Heimatdorf, Wohnort, der Ort unserer alltäglichen Freuden und Sorgen ist. Von den wunderbarsten Orten der Welt steht es unserem Herzen am nächsten. Nicht, weil es das Schönste, das Beste, das Reichste ist, sondern weil wir hier geboren sind, da ruhen unsere Ahnen, weil wir die Sprache, Bräuche, Lieder, Straßen, Bäume und Blumen dieses Ortes kennen. Unser Heimatdorf verfügt über eine reiche Vergangenheit und farbenreiche Kultur. In seiner Entwicklung spiegelt sich der Fleiß, die Kreativität und der Ausdauer der Schwaben wider. Mit diesem Buch möchten wir dazu beitragen, dass unsere Kinder und alle geehrten Leser unser Dorf kennenlernen. Das menschliche Leben ist zu kurz dazu, dass wir alles persönlich erleben, erfahren, unseren Nachkommen, der jüngeren Generation weitergeben, damit sie ihre Wurzeln kennenlernen. Diese Erkenntnis gab uns den Anlass zum Schreiben dieses Buches, solange noch manche da sind, die wir fragen können und die uns alles von der Vergangenheit erzählen.

Ein alter Wunsch des Boschoker Chores ging in Erfüllung. Damit können wir unser Heimatdorf, das Leben unserer Ahnen, ihre noch immer lebendige Kultur und Bräuche, begonnen von der Suche einer neuen Heimat vor 300 Jahren bis zur heutigen Zeit vorstellen. Die Erinnerungen an die Vergangenheit sollen die Ehrerbietung und Dankbarkeit gegenüber den früheren Generationen unseres Dorfes ausdrücken.

Ein herzlicher Dank gilt allen Mitgliedern unseres Chores und all denen, die mit ihren Erinnerungen, guten Einfällen, mit Sammeln von Daten, Urkunden und Fotos uns bei der Arbeit geholfen haben. Ein Dankeschön gebührt auch der Deutschen Selbstverwaltung und allen Unterstützern für ihre materielle Hilfe, womit sie zum Erscheinen des Buches beigetragen haben.

Ich hoffe und wünsche, dass das Lesen unseres Buches allen Boschokern, hier und in der ganzen Welt zerstreut, ein Erlebnis bietet und das Buch in allen Familien einen Ehrenplatz auf dem Bücherregal findet.

Maria Thurn geb. Szorg
Leiterin des Boschoker Deutschen Chores



Ludwig Fischer *Damals in Berghof* Teil 11
(Teil 1-10 siehe in *Batschkaer Spuren* Nr. 28-37)



Sie setzten sich wieder an ihren Tisch zurück.

„Herr Wirt, noch eine Runde!“

„Geschäftsschluss, hochgeehrte Gäste!“

„Noch eine Runde, habe ich gesagt! Guck mal hinaus! Ist der Gaul noch da?“

„Alles in Ordnung.“

„Dann singen wir noch ein Liedchen! Majko, mila moja! (liebes Mütterchen)“

versuchten sie es immer wieder mit der traurigen Melodie.

„Ruhe! Hört ihr das? Jetzt kommt der Scheißkerl um sein Roß. Hört mal! Der Gaul wiehert ihm schon zu.“

Der Kies knirschte unter den Füßen.

„Geschäftsschluss!“

„Du hältst dein Lästermaul! Verfluchter Schwabenwirt!“

„Das könnt ihr nicht tun!“

„Und ob!“

„He Kleiner!“

Toni kam zu den Treppen.

„Bist schon wieder da? Du willst uns überhaupt nicht in Ruhe lassen!“

„Ich will unser Pferd nach Hause führen. Wir hatten einen schweren Tag.“

„Ja.“

„Also bist du so ein Arschloch und kannst meine Majko nicht leiden!“

„Ich kenne Ihre Mutter ja gar nicht.“

„Du kennst meine Majko nicht? Hört ihr das? Er kennt meine Majko nicht!“

„Noch eine Runde, Schwabenwirt!“, meinte der Dicke. „Schnaps!“

„Er kennt Majko nicht! Wer sagte vor dem Wirtshaus, dass Majko ein dachsbeiniges Luder ist? Hat er das gesagt?“

„Genau!“

Duschan ging hinaus. Sein Freund stolperte ihm nach.

„Hör mir mal zu, Kleiner!“

„Ich will nur mein Pferd.“

„Da bekommst du jetzt kein Pferd!“ Er holte aus, um zuzuschlagen. Von der Dunkelheit hob sich eine dickleibige Gestalt ab.

„Ich bin schon da, Toni. Keine Angst!“, sagte eine brummige Männerstimme. Sein harter Schlag streckte Duschan zu Boden.

„Majko!“, rief Milenko immer wieder. „Majko mila!“

„Danke Winzy!“, sagte Toni.

Winzy hieß übrigens Otto Brettschneider. Er arbeitete auch auf den Stoppelfeldern barfuß. Kulleraugen, ständiges Lächeln, und weil er nicht winzig war, bedachte man ihn mit dem Namen Winzy.

„Der Scheißkerl wollte dir das Gesicht zerschlagen. Da kommt ja noch jemand. Hausmann.“

„Wie ich sehe, habt ihr schon Vollbetrieb!“, stotterte Hausmann. „den da habt ihr schon außer Gefecht gesetzt! Dort kommen noch drei!“

„Serben!“

Fluchend und tobend näherten sie sich.

„Buchsbaum ist auch da!“

Der Dicke aus der Schenke traute sich nicht ganz in die Nähe. Er schrie nur aus Leibeskräften:

„Ihr seid des Todes, verfluchte Bagage!“

Winzy schlich näher und versetzte dem Schreienden einen festen Tritt in den Hintern.

„Aufpassen! Der Dritte hat ein Messer in der Hand!“

Buchsbaum trat ihm unerwartet hart zwischen die Beine. Das Messer fiel klirrend auf das Pflaster, dann hörte man nur noch das Heulen. Toni führte Sári nach Hause. Die Wolken zogen allmählich nach Osten. Mondschein. Vollmond.

Früh am Morgen um vier Uhr waren die Leute wieder in den Ställen. Man striegelte die Pferde, die Kühe wurden gemolken und bald rumpelten und holperten die Wagen aus der Deutschgasse. Immer im gleichen Trott. Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Man musste sich halt anpassen.

Gegen Abend stand Onkel Franzmann immer wieder an seinen Lattenzaun und schaute auf den Fahrweg hinab, als hätte er auf jemanden gewartet. Alt war er. Dürres, knochiges Gesicht. Die Leute kamen vorbei. Man wusste schon seit Monaten, dass die hagere Gestalt da stand.

„Guten Abend, Onkel Franzmann! Sehen Sie sich wieder etwas um?“ Die hagere Gestalt rührte sich nicht.

„Ja, die Nani! Die kommt noch immer nicht. Wo sie nur so lange bleibt?“ Tante Nani hatte man schon vor Monaten beerdigt. Der Onkel konnte es aber noch immer nicht fassen, dass sie nie mehr des Weges kommen würde. Jeden Nachmittag stand er dort am Zaun. Still beobachtete er den Weg. Für ihn war sie noch immer allgegenwärtig.

Der junge Mann, der sich vom Fahrweg näherte, setzte sich auf die Bank.

„Kann ich mich auf Ihre Bank setzen, Onkel?“

„Natürlich kannst du das. Ich stehe lieber. So bemerke ich's besser, wenn die Nani kommt. Ruhe dich nur aus! Ich weiß, dass man mit der Zeit schlapp auf den Feldern wird. Man muss sich halt verschnaufen.“

„Heute waren wir nicht auf den Feldern.“

„Nicht auf den Feldern, sagst du?“

„Nein. Leider.“

„Was dann?“

„Man hat uns in die Kreisstadt zur Musterung einberufen.“

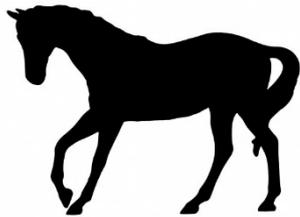
„Hat man das?“

„Na klar!“

„Als ich aus dem Weltkrieg nach Hause kam, sagte meine Nani, jetzt sind wir über den Berg, Thomas! Du musst nie mehr einrücken! Wollen sie schon wieder einen Krieg? Wenn nur meine Nani bald kommt! Du bist aber hundemüde, Junge! Als man uns vor vielen Jahren zur Musterung einberufen hatte, gab's ein Gaudi!“

„Ein Gaudi?“

„Bestimmt! Hier in Berghof. Der Schuster Franzl schrie nur immer wieder einen Satz: Heute haun wir auf die Pauke, Jungs. Ist das nicht wunderbar, tauglich sind wir alle! Bier her, Wein her! Nani war stolz! Auf mich war sie stolz! Jawohl! Wir waren erst neuvermählt. Und der Wind wehte die ungarische Fahne. Rot-Weiß-Grün. Und froh waren wir! Alle waren wir froh.“



„Wir sind es nicht!“

„Zuerst hatten wir dann die Nase voll, aber Ende gut, alles gut! Und das war noch in der k. u. k.-Armee. Es gab auch schöne Tage. Eine schöne Zeit, mein Junge!

„Beim Militär, Opa? Nein!“

„Doch, doch! Wenn man alt ist, macht man sich Gedanken. Man denkt an das Schöne... Uns war's damals, als wären wir auf einer Erholungsreise. Immer auf der Achse. Waffenübung in Temeswar, Lemberg, Brünn, Preßburg, Linz und Graz, in Tirol und Galizien. Als wir durch die Stadt marschierten, öffneten sich die Fenster, schöne Mädchen winkten uns zu, mit bunten Kopftüchern winkten sie uns nach. Rot, blau, weiß. Lustig klangen unsere Lieder... Die Infanterie der k. u. k. machte stolz!“

„Wir haben die Nase schon jetzt voll!“

„Unser Feldwebel, der Rosenkranz, versalzte uns ab und zu die Suppe, es beruhigte uns aber, dass wir wussten, dass er ein Arschloch ist.“



Nach einigen Wochen brachte der Briefträger die ersten Einberufungsbefehle. Auf den Feldern hatten es die Leute noch schwerer. Die viele Arbeit in den Weingärten. Es traf besonders die Weiber, die erwachsenen Mädels. Die Arbeit auf den Maisfeldern, Kartoffelfeldern. Die jungen Männer waren weit weg von Berghof. Ihre Briefe kamen aus Serbien, Montenegro, Kosovo. Auch aus Dalmatien, aus Sarajevo. Ab

und zu brachte der Briefträger auch Ansichtskarten.

Die jungen Männer schrieben an Anna, Resi, Rosi, an Kathi, an Marie, Helen, Bärbel und an Stefanie, auch an die Eltern und Großeltern. Die Briefe erzählten von fernen Gegenden, von Mohammedanern, von Dörfern, wo die Mädchen und Weiber Pluderhosen trugen.

„Du, Antun, hörtest du denn von der Plage unserer Männer beim Militär?“, fragte eines Abends Ribar den Kantorlehrer.

„Keine Ahnung. Einen prima Wein hast du da! Plage meinst du?“

„Unsere Leute sprechen kein Serbisch! Da liegt der Hund begraben! Stell dir mal die Klugscheißer Unteroffiziere vor! Mit unseren Leuten können sie sich austoben.“

„Lieber Freund, das war schon immer so. Man muss den jungen Soldaten Ausdauer und Härte beibringen! Sei nicht so stinksauer!“

„Ich bin nicht stinksauer, ich mache mir nur Gedanken. Weißt, man spricht halt im Dorf. Du bist jetzt ihr Kantorlehrer, ich lebe aber unter den Bauern. Ich gehöre mit Fleisch und Blut zu ihnen. Ich habe die Tochter eines schwäbischen Bauern geheiratet, Gott sei Lob und Dank. Vor mir tun sie sich auf, vor mir haben sie keine Geheimnisse. Manche abonnieren Zeitungen. Deutsche und ungarische Zeitungen.“

„Kann man das?“

„Na klar! Deutsche Zeitungen aus Neusatz und Apatin, ungarische aus Neusatz. Die Alten lesen die Zeitungen und es wird im Dorf herumgesprochen.“

„Worum geht's denn?“

„Wir haben den Weltkrieg noch nicht vergessen, und man redet schon wieder von Krieg.“

„Nur nicht so düster! Blöde Schwarzmalerei!“

„Deutschland und Frankreich haben den neuen Krieg wieder vor der Tür!“

Katzenberger Oma machte den Anfang. Als die Leute schon auf den Feldern waren und als auch die Katzenbergers vom Hof führen, machte sich Oma ans Werk. Sie ging in den hinteren Hof zum Hühnerstall. Die Hühner liefen ihr nach.

„Weg! Ihr habt schon euren Kukuruz! Jetzt kommt der Hahn an die Reihe. Schön ruhig, wilder Bursche! Du wirst mir nicht



Ludwig Fischer – Erstkommunion in Karancs 1937

mehr auf den Rücken fliegen! Das verspreche ich dir! Du kommst zu Herrn Ribar. Jawohl! Dort wird man aus dir ein saftiges Gockelpörkölt kochen.“ Sie konnte ihn nicht gleich erwischen, darum wollte sie in den Stall. Die Katzenberger Oma! Sie hatte schon immer das Sagen in der Familie, ihre Schwiegertochter meinte oft, dass Oma ein Dickschädel wäre. Das beliebte alte Weib presste sich mit Ach und Krach in den Hühnerstall, steckte den Hahn in einen Sack und brachte ihn in die Küche.

„So ein Luder! Zwickt der Kerl mir in die Hand!“

Sie band sich ihre schönste Schürze um und machte sich auf den Weg.

(Fortsetzung folgt)

Vor dem Frühlingserwachen - AGROMashEXPO 2015

Die internationale Fachausstellung, die 33. AGROMashEXPO für Forst- und Landwirtschaft, Garten, Weinbau und Kellerwirtschaft wurde zwischen dem 28-31. Januar im Budapester Messezentrum Hungexpo veranstaltet. Ungarns führende Landwirtschaftsmesse bot den zahlreichen in- und ausländischen Besuchern eine attraktive Maschinenshow. Etwa 300 ungarische und ausländische Aussteller haben auf einer Fläche über 30.000 Quadratmeter ihre umfassenden Angebote, die neuesten und modernsten landwirtschaftlichen Techniken, Verfahren und Innovationen vorgestellt. Im Fokus waren die land-, forstwirtschaftlichen, gärtnerischen Maschinen, Mähdrescher, Traktoren, Arbeits- und Messgeräte. Die Absätze, Umsätze der landwirtschaftlichen Maschinen sind von den aktuellen Förderungen sehr abhängig. Natürlich sind dazu nicht nur fleißige Landwirte, die sich mit der Bedienung der Technik auskennen, sondern auch geschulte, erfahrene Techniker, zuverlässige, qualitative Ersatzteilversorgung und Servicedienstleistungen nötig. Im Rahmen der Messe konnten sich die Landwirte durch mehrere Vorträge ausführlich informieren lassen, hatten die Möglichkeit, ihre fachlichen Kontakte zu pflegen. Insbesondere die Förderungen der Tierzuchtanlagen, der gärtnerischen Technologien haben ein ersichtlich steigendes Wachstum



gebracht. Ein positives Signal: die Finanzierungsbereitschaft der Banken ist rapid gestiegen. Die technische Entwicklung war im Vorjahr insbesondere imposant. Die bewährte, berühmte und zuverlässige deutsche Landtechnik – Traktoren, Mähdrescher, Feldhäcksler, usw. – bekam auf der Messe besondere Aufmerksamkeit. Die ungarische Landwirtschaft befindet sich auf einer aufwärtssteigender Bahn und trotz marktlicher Absatzschwierigkeiten, wie das russische Embargo, kann man mit qualitativen Produkten immer wieder weitere Absatzmärkte, Potentiale finden. Was den Landwirten mancher Regionen Sorgen macht: Zur Zeit sind mehr als einhunderttausend Hektar landwirtschaftlich benutzte Felder überflutet. Auf den ungarischen Feldern ist noch der Winter der Herr, aber kurz nach der Faschingszeit kommt das Frühlingserwachen mit hoffentlich entsprechendem Wetter. Die Landwirte hoffen durch ihre fleißige Arbeit mit der Hilfe der Himmlischen auch im Jahre 2015 auf eine reiche Ernte und günstige Verkaufspreise.

Claas Arion 460 Traktor
Kategorie Mechanisierung

PREMIUM Urkunde für Internationale Produktentwicklung

Der Arion ist die erfolgreichste Traktorbaureihe von Claas.

Einige technische Merkmale des erfolgreichen Modells:

4-Ventil-Technik, Common-Rail-Einspritzung.

Langer Radstand, optimale Gewichtsverteilung und perfekte Abstimmung von Motor und Getriebe. 3 K - kraftvoll, kompakt, komfortabel. Erfüllt TIER 3 Abgasnorm, interne Abgasrückführung, Turbolader mit Ladeluftkühler. CPM CLAAS POWER MANAGEMENT.

Fahr- und Bedienungskomfort, Flexibilität, Wirtschaftlichkeit, zuverlässige Technik, Einsatzsicherheit, bewährte Technologie, modernes Design, Komfort der Ergonomie der Spitzenklasse.

Donauschwäbische Literatur

„Nachts, wenn die Erinnerungen kommen“ - so heißt der Band der aus der Südbatschka stammenden donauschwäbischen Autorin **Leni Heilmann-Märzweiler**. Sie spricht in ihren Geschichten und Gedichten nicht nur ihre Landsleute an, sondern bringt das Leben in der alten Heimat, das Ende und den Neubeginn in der neuen Heimat auch ihren heutigen Mitbürgern näher.

Leni Heilmann-Märzweiler Sein Vermächtnis

*Zitternd, entschlossen
mit letzter Kraft
hast du den Spross
in die Erde gebracht.*

*Wozu, Vater, wozu?
Du weißt, du musst gehen,
wirst weder Blüten
noch Früchte sehen.*

*Welch qualvolles End,
eh die Seele entflieht.
Doch der Frühling kam wieder
und sein Kirschbäumchen blüht!*



Feked

Schwabenball in Feked

Am 31.01. fand der Fekeder Schwabenball im lokalen Kulturhaus mit viel Tanz zur Musik des Wemender Sextetts statt. Einleitend sang **Emi Wesz** begleitet von ihrem Vater auf Ziehharmonika und der Fekeder Chor mit Harmonikabegleitung durch **Martin Martini**.

Am Nachmittag konnten sich die Tanzlustigen im Rahmen eines Tanzhauses zu kroatischen Klängen warm tanzen. Beim anschließenden Schwabenball wurde in guter Laune bis in die Morgenstunden gefeiert.

Magdalena Elmer-Szeifert aus Baja (geboren in Feked)



Karneval

Rheinischer Frohsinn

„Traumhaft jeck“– unter diesem Motto feierten in der Session 2014-2015 die Düsseldorfer Jecken Karneval. Getanzt und geflirtet wurde vor allem von Altweiber (12.2.2015) bis Rosenmontag



(16.2.2015) von vormittags bis spät in die Nacht.

An Altweiber stürmten die Frauen um 11:11 Uhr ins Rathaus und übernahmen die Macht. Der Oberbürgermeister feierte kostümiert mit,

wie auch das Prinzenpaar.

Die Drei erschienen nicht nur bei den Feierlichkeiten in der Altstadt, sondern auch in den anderen Stadtteilen, wobei sich der neue Oberbürgermeister sehr sympathisch und volksnah zeigte. Das Prinzenpaar ist den Düsseldorfern durch seine Arbeit beim lokalen Radio- und Fernsehsender bekannt.

Traditionell fand man sich am Sonntag auf Düsseldorfs Shoppingmeile, der Königsallee, zusammen, um sich zu zeigen und die Kostüme der anderen zu bewundern. Den Höhepunkt



des Karnevals bildete der fünf Kilometer lange Rosenmontagszug mit politikkritischen Mottowagen und viel Kamelle.

Seit Aschermittwoch können sich alle Karnevalisten auf die tollen Tage im nächsten Jahr freuen, denn wo

kann man besser feiern als an der „längsten Theke der Welt“?

Kleines Karnevalswörterbuch:

Altweiber = Karnevalsdonnerstag; Jeck = Karnevalist; Kamelle = Süßigkeiten

Magdalena Elmer-Szeifert

Auf der Suche nach deutschen Spuren in der Südbatschka 6 Das katholische Wochenblatt „Die Donau“

DIE DONAU

Seite 3.

Der Apatiner Pfarrer **Adam Berenz** führte in seiner deutschsprachigen Zeitung „Die Donau“ von 1935 bis 1944 einen kompromisslosen Widerstand gegen nationalsozialistische Einflüsse unter den Donauschwaben.

Entstehung des Wochenblattes „Die Donau“

Die Donau
Wochenblatt für das katholische
Deutschtum Jugoslawiens
Apatin, Samstag, 22. März 1941
VII. Jahrgang.

Rechts finden wir einen kurzen Artikel aus seiner Zeitung (14.03.1936), in dem über die Einführung der neuen Schultypen in den Nationalitätenschulen Ungarns berichtet wird. Optimistisch, aber mit gewisser Skepsis (nicht ohne Grund!!! –Anmerkung der Redaktion) wird über die neue ungarische Schulreform informiert.



Deutsches überall

Die ungarische Schulreform.

Die Reform des deutschen Schulwesens in Ungarn wurde überall begrüßt. Durch diese Reform soll der frühere Wirrwarr mit den drei Schultypen beseitigt und an deren Stelle eine Einheitsform eingeführt werden, die zwar gegenüber dem in Westungarn bestandenen A-Typus eine Verkürzung des muttersprachlichen Unterrichtes bedeutet, gegenüber den beiden anderen, im übrigen Ungarn bestandenen Typen B und C jedoch eine wesentliche Ausgestaltung des Unterrichtes in der Muttersprache zu gewährleisten scheint. Insbesondere wird die Schulreform in dem Sinne aufgefaßt, daß die Einheitsform auf alle von den nichtmagyarischen Volksgruppen bewohnten Siedlungen ausgedehnt und daß also auch in solchen Gemeinden, wo bisher noch keine Minderheitenschulen bestanden, bei Vorhandensein der vorgeschriebenen Anzahl von zwanzig Schülern muttersprachliche Schulen oder Abteilungen errichtet werden sollen. Die deutsche Volksgruppe glaubt, daß das Opfer, das durch die Wegnahme des ausschließlichen muttersprachlichen Unterrichtes in Westungarn gebracht würde, durch die Erweiterung des deutschen Schulwesens im übrigen Schulgebiete mehr als wettgemacht werden könnte.

Für die Heranbildung eines entsprechenden Lehrernachwuchses ist noch immer keine Vor-sorge getroffen, denn zur Errichtung einer staatlichen oder privaten deutschen Lehrerbildungs-anstalt fehlt jeglicher Ansaß.

Der deutsche Verein „Adam Berenz“ Apatin repräsentiert die deutsche Minderheit in der Gemeinde Apatin und versteht sich als Bewahrer Berenz' Nachlasses. Das Pfarrhaus, das zum Kulturzentrum umfunktioniert wurde, birgt auch dessen persönliche Gegenstände, Bücher und Jahrgänge der Zeitschrift „Donau“. Der Verein verfügt über ein eigenes Gebäude, das die katholische Kirche dem Verein zur Verfügung stellt, sowie über eine große Bibliothek mit einem großen Bestand an Kirchenbüchern.

http://de.wikipedia.org/wiki/Adam_Berenz

Vereinsvorsitzender **Boris Mašić** arbeitet unermüdet daran, dass die noch auffindbaren geistigen und materiellen Denkmäler der einst hier gelebten Donauschwaben erhalten bleiben und nicht in Vergessenheit geraten.

Lernen, aber anders Im UBZ wird etwas Neues ausprobiert

Am 3. November, um 6 Uhr ging es endlich los. Ein Riesenbus holte uns ab, denn 65 Schüler und 4 Lehrer mussten darin Platz finden, geschweige von ihrem Gepäck. Im Ungarndeutschen Bildungszentrum wird etwas Neues ausprobiert. Lernen ein bisschen anders, nicht in den Schulbänken, sondern durch einen Ausflug. Die Stunden sind nicht Mathe, Physik, Chemie, sondern Berlin. Der 11. Jahrgang lernt Berlin kennen. Motto der Fahrt ist der Kalte Krieg. Dazu haben wir auch einen Anlass, 25 Jahre Mauerfall. Die Finanzen wurden durch eine TÁMOP-Bewerbung gesichert. Unsere Schule nutzte die Gelegenheit, hat sich beworben, gewartet, gewartet und gewartet, aber gewonnen. So kostete diese Reise den Schülern nichts, sie bekamen dafür aber eine Woche Berlin pur.

Unser Quartier war im Hotel Amstel, (merken bitte vom Bier), das ist ein Jugendhotel. das so aussieht wie drei Mietshäuser in Budapest auf der Rákóczi Straße. Ungefähr 400 Leute konnten darin Unterkunft bekommen. Hier verbrachten wir unsere Abende und Nächte mit Billard, Tischkicken, Tischtennis, Tanz und mit unseren Handys, denn nur im Erdgeschoss gab es WIFI, was unseren Schülern eine grundlegende Lebensbedingung war. Die Laune am Tag hing grundlegend vom Vorhandensein des Internetanschlusses ab. Das Essen war nebensächlich, Hauptsache es gibt Wifi. Nachdem wir uns damit abgefunden hatten, dass es nur auf dem Flur ein gemeinsames Badezimmer gibt, gewöhnten wir uns ans Hotel, wo wir eine Woche geschlafen oder gerade nicht geschlafen hatten. Die Tatsache des gemeinsamen Bades auf dem Flur gab den Jungs die Möglichkeit, sich wie schützende Ritter zu benehmen, denn sie standen Wache, bis die Mädels badeten. So war es romantisch und sicher.

Jeden Tag hatten wir festes Programm. Berlin haben wir mit Bus, dann das Regierungsviertel zu Fuß kennengelernt. Wir haben von Außen gesehen, wie Parlamentsabgeordnete arbeiten. Angela Merkel haben wir gewunken, als wir an ihrem Amt vorbeigingen. Das Brandenburger Tor sahen wir uns von östlicher und westlicher Seite an, ohne Mauer und stellten uns vor, wie es damals gewesen war, als es noch DDR und BRD gab.

Die Jungs versuchten die Mauer, den Rest, den es noch gab, zu besteigen, aber ohne Erfolg. Noch gut, dass sie von keinen DDR-Soldaten bemerkt wurden. In Berlin wurde ungefähr in 3 km Länge ein Stück Mauer nicht abgebaut, um den Lebenden zu zeigen, was kaum vorzustellen ist. Eine Großmacht teilte eine Stadt einfach nur aus Machtinteressen. Während unserer Reise gab es wegen des 25. Jahrestages des Mauerfalls große Feierlichkeiten. Auch bei der Mauer, die noch als Mahnmal dasteht. Die Kurzfilme, die hier gezeigt wurden, gaben die damaligen Lebensempfindungen und die Situation sehr gut wieder.

Potsdam - mit dem Schloss - ohne Sorgen oder mit? Hängt ja nur davon ab, ob es altfranzösisch oder neufranzösisch gedacht wird. Hier lernten wir einen anderen Fritz kennen, der gerne aß, trank und musizierte. Habt ihr gewusst, dass neben ihm im Grab seine Hunde beerdigt waren und seine Frau nie hier zu Besuch

weilte? Für die Schüler galt Sanssoucci aus heutiger Sicht eher kitschig.

Cecilienhof in Potsdam konnten wir nur von Außen besichtigen. Die Alliierten bewiesen Geschmack, als sie dieses kleine Schloss zum Unterzeichnen des Friedens mit Deutschland wählten.



Die deutschen Kaiser konnten leben. Die Pfaueninsel ist ein wahres Schmuckstück von Berlin. Hier gingen sie spazieren, wenn sie frische Luft schnappen wollten und alleine sein wollten. Auf der Insel laufen noch immer die bunten Pfauen herum.

Ein richtiges Erlebnis war der Besuch des Hauses der Wannseekonferenz. Geschichtsstoff 12. Klasse. Über die Endlösung wurde 1942 hier eine Konferenz geführt. Unsere Fremdenführerin hat bewiesen, dass der Antisemitismus eigentlich schon vom Mittelalter an im Alltag der Menschen so auch beim deutschen Volk vorhanden war und wir lernten hier die Methoden kennen, mit deren Hilfe die Nazis das Problem „Jude“ lösen wollten.

An zwei Projektvormittagen hat dann die Schülergruppe im Hotel mit Hilfe von Aufgabenblättern die Erlebnisse bearbeitet. Wir haben also auch richtig gearbeitet. Nur anders. Nicht wie im Alltag in den Klassenräumen.

„Leichtere“ Programme fürs Gemüt gab es natürlich auch. Der Tiergarten in der Mitte von Berlin ist einen Besuch wert. Und natürlich die großen Warenhäuser auf dem Alex. Und der Fernsehturm, mit der wunderbaren Aussicht. Ich glaube, jeder Schüler hat sein Selfie dort gemacht und es auf der eigenen Facebookseite veröffentlicht.

Diese Woche in Berlin war nicht nur für die Schülergruppe, sondern auch die begleitenden Lehrer ein Erlebnis. Natürlich wegen der Programme, aber auch wegen der Schüler. Es ist eine große Verantwortung, mit 65 Schülern eine Woche in einem fremden Land unterwegs zu sein. Jetzt haben sie aber unsere Aufgabe erleichtert. Die Spielregeln wurden eingehalten, jeder hatte gearbeitet und auch Spaß gehabt. Ich wünsche uns noch weitere solche Wochen.

Elisabeth Kemmer

Dorfprojekt in Wemend

In unserer Schule hatten die 9. und 10. Klassen die Möglichkeit, an einem Dorfprojekt mitzumachen. Jede Klasse ist in ein ungarndeutsches Dorf gefahren. Unsere Klasse war in Wemend/Véménd in der Branau. Wemend ist u. a. für seine Lebkuchenbäckerin **Frau Teréz Nagy geb. Engel** bekannt. „Teri néni“ hat diesen Beruf, den sie alleine im Dorf ausübt, von ihrem Onkel erlernt. Sie ist schon Rentnerin, aber sie arbeitet noch immer, weil sie ihre Arbeit gerne macht. Teri néni hat uns in ihrer Werkstatt empfangen und gezeigt, wie sie arbeitet.



Sie hat jetzt einen Gasofen, aber früher benutzte sie einen richtigen Backofen. Sie arbeitet noch mit traditionellen Formen. Die Mädchen bekamen früher von ihren Pateneltern eine Puppe oder ein Herz aus Lebkuchen geschenkt. In der Mundart heißt es „Lezelder Poppe“. Die Jungen bekamen ein Lebkuchenpferd „Lezelder Ross“ genannt. Teri néni hat schon viele



Auszeichnungen und Preise bekommen. Sie war sehr freundlich und zeigte uns, wie man Lebkuchen bäckt. Wie es eben so üblich ist, haben alle Lebkuchenbäcker ein eigenes Geheimrezept. In ihrem Fall ist es auch so. Ich fand es am interessantesten, wie sie erklärt hat, dass alles von den Zutaten abhängt. Es ist nicht egal, mit welchem Mehl oder Honig sie arbeitet. Aus drei verschiedenen Teigen knetet sie mit Hilfe einer Maschine eine Masse. Sie kann schon am Teig fühlen, ob er gut gelungen ist. Dann rollt sie den Teig mit einem Stab aus und schneidet die Muster aus dem Teig. Danach legt sie die Lebkuchen auf ein Blech und schiebt sie in den Ofen rein. Die Backzeit dauert nicht lang. Sie schaut nicht auf die Uhr, sondern riecht es, wann die Lebkuchen gebacken sind. Dann nimmt sie das Blech aus dem Ofen und die Lebkuchen müssen auskühlen. Sie werden in einem Korb aufbewahrt, sie müssen aber noch

kandiert und eingepackt werden. Bei dem Schmücken konnten wir leider nicht dabei sein. Wir bekamen auch eine Kostprobe, die sehr lecker war. Eine Sorte ist mit Marmelade gefüllt, die besonders gut schmeckt.

Sie verkauft ihre Ware selbst, jeden Samstag ist sie auf dem Wochenmarkt in Baja zu finden. Sie nimmt auch an verschiedenen Festen und Kirmesfeiern teil, wenn sie eingeladen wird. Teri néni arbeitet alleine, sie hat keine Angestellte. Ihre Kinder und ihr Mann helfen bei ihrer Tätigkeit. Sie muss sehr früh aufstehen und bis Nachmittag oder Abend arbeiten. Im Sommer ist es in der Werkstatt sehr warm, sie kann keine Klimaanlage benutzen, weil dann der Teig schlecht wird.

Ich fand es sehr interessant, wie sie diese harte Arbeit mit Leib und Seele macht. Meiner Meinung nach sind die handgemachten Lebkuchen viel besser als diejenigen, die mit Maschinen gemacht werden.

Unsere Klasse hat auch das Dorfmuseum besichtigt. Das Museum ist in einem Langhaus, wo man gut sehen kann, wie die Menschen früher gelebt haben und ihr Alltag ausgesehen hat. Für die Familien war die Selbstversorgung charakteristisch, sie hatten alles selbst hergestellt. In den reicheren Familien waren die Zimmerwände bemalt und die Gegenstände schöner verziert.



Wenn das junge Paar geheiratet hat, bekam es eine Truhe, auf der die Anfangsbuchstaben der Namen und das Datum der Hochzeit standen. Diese Truhe war schön mit Hand bemalt und geschmückt. Das Geld und die Schätze der Familie wurden in den seitlichen Fächern der Truhe aufbewahrt. Ich finde diese Truhen sehr schön, sie gefallen mir, weil sie auch praktisch sind. Meine Familie besitzt auch so eine Holztruhe und seitdem ich in diesem Museum war, weiß ich wie viel diese Truhe für eine Familie bedeuten kann. Das fand ich am besten in diesem Heimatmuseum.

Nach dem Mittagessen besichtigten wir die Kirche und den Friedhof. Dort fanden wir alte Gräber mit deutschsprachigen Inschriften. Ich habe es merkwürdig gefunden, dass einige Grabsteine blau oder grün gefärbt waren. Wir waren noch in dem Altersheim, wo wir von älteren Leuten auch die Wemender Mundart gehört haben.

Wir fanden dieses Projekt sehr interessant und sind froh, dass wir dabei sein konnten.

*Melinda und Noémi Szél
Ungarndeutsches Bildungszentrum*

Ungarndeutsche Nationalitätenwoche im Damjanich-Kindergarten

Im November fand unsere Nationalitätenwoche statt. In dieser Woche lernten die Kinder mehrere ungarndeutsche Traditionen, Sitten und Bräuche kennen. Diese Woche war voll mit interessanten Programmen.



Am Montag bereiteten wir schwäbische Speisen wie Strudel, Fluta und Halbmond zu, natürlich haben wir sie auch gekostet. Die Schritte der Vorbereitung wurde von einer Großmutter gezeigt.

Am Dienstag führten die Kindergärtnerinnen eine Geschichte über den Martinstag vor. Nach der Vorführung sangen wir,



aßen Schmalzbrot mit Zwiebeln und tranken warmen Tee. Während des Tages bastelten wir auch Martinsgänse.

Am Mittwoch schauten wir uns mit den Kindern des UBZ „Die goldene Gans“ von der Szekszarder Deutschen Bühne an.

Am Donnerstag beschäftigten wir uns mit den Volkstrachten der Ungarndeutschen. Wir besuchten das István-Türr-Museum und besichtigten einen deutschen Hochzeitstag.



Am Schluss, am Freitag öffneten wir die Türen des Damjanich-Kindergartens. In unseren drei Gruppenzimmern boten wir verschiedene Tätigkeiten an: Lebkuchen schmücken, Blaufärberei, mit Mais arbeiten, Schale-Puppe, Volkstrachtuppe basteln und Tanzhaus.



Das Tanzhaus leitete und die Tänze stellte uns **Andrea Bakonyi** vor. Die Musik sicherten uns **Attila Bach** und **Gábor Kling**. Danke für ihre Hilfe! ☺

Wir hoffen, dass nächstes Jahr mindestens mit so guter Laune und großem Interesse die deutsche Nationalitätenwoche veranstaltet werden kann.

*Kocsiné Vidra Rita
Kindergärtnerin im Damjanich-Kindergarten*

Rezept für typisch schwäbische Spätzle

Unsere treue Leserin *Frau Elisabeth Knödler geb. Fleckenstein* (Backnang; früher Almasch/Bácsalmás) hat uns folgendes Rezept mit einem alten Gedicht zugeschickt:

Zutaten für 4 Personen

500 g Mehl, 8 Eier, Salz

Alle Zutaten zusammen in eine Schüssel geben und mit Hilfe eines Holzlöffels solange schlagen, bis er Blasen wirft, bei Bedarf noch etwas Wasser hinzufügen. Abgedeckt noch etwa 5 Minuten ruhen lassen.

Einen großen Topf mit Wasser zum Kochen bringen, salzen. Eine Spätzlepresse, die vorher ins Wasser getaucht wurde, mit Teig befüllen und den Teig ins Wasser pressen. Einmal aufkochen lassen. Mit Hilfe eines Schaumlöffels in ein Sieb geben, weiter so verfahren, bis der Teig verarbeitet ist.

Das Ganze kann man auch mit einer Palette und einem Holzbrett schaben. Das Holzbrett nass machen, Teig auf das Brett geben und mit der Palette (oder auch ein Messer) ins kochende Wasser schaben. Dann weiter verfahren, wie mit der Presse.

Spätzle passen wunderbar zu Linsen hier, zu jedem Braten, sie werden zu verschiedenen Aufläufen verarbeitet, hier isst man auch gerne Käsespätzle, Eintöpfe und vieles, vieles mehr.



Ein altes schwäbisches Gedicht

Mädle de mr Spätzla essa
Spätzla machet dick ond rond
Spätzla de mr net vrgessa
Spätzlesesser bleibet gsond.

Spätzla an da Morgasuppa
machet glei an guada Dag
dass mr schaffa ko ond gruaba
Schtond für Schtond ond
Schlag uf Schlag.



Spätzla mit me Sauerkräutle
uf da Mittag des schmeckt guat
des isch gwiß a ganz gscheit Gscheitle
des viel Spätzla esse duat.

Morgens, mittags, abends Spätzla
Spätzla schmecket mr bei Nacht
überall an alle Plätze
sell isch wasmi zfrieda macht.



Bitte unterstützen Sie mit 1% Ihrer Steuern ungarndeutsche Organisationen!

Steuernummer:

Gemeinnützige Stiftung für das Deutschtum in der Batschka
Bácskai Németekért Közalapítvány
18360268-1-03

Batschka Deutscher Kulturverein
Bácska Német Kulturális Egyesület
19045762-1-03

Ungarndeutsches Bildungszentrum
Magyarországi Németek Általános Művelődési Központja
18353956-2-03



In stiller Trauer

"Non omnis moriar"

Horaz



Am 21. Februar wurde **Peter Heckenberger** in Nadwar zu seiner letzten Ruhestätte getragen.

Herr Heckenberger legte 1960 unter den Ersten das Abitur im Leo-Frankel-Gymnasium ab. Später besuchten auch seine drei Kinder diese Institution. Er erwarb ein Lehrerdiplom und arbeitete als Deutschlehrer bis zu seiner Rente die meiste Zeit in seiner Heimatgemeinde Nadwar. Durch seine modernen Unterrichtsmethoden verbesserte sich die Effektivität des Deutschunterrichts erheblich. Er war 10 Jahre lang Inspektor für deutsche Nationalitätenkunde im Komitat. Er nahm aktiv am kulturellen Leben der Gemeinde teil, leitete einen Chor und organisierte eine Tanzgruppe. 1991 erschienen seine Forschungen über die Ortsgeschichte seines Heimatortes in Buchform. Aufgrund seiner Forschungen wurde der Herkunftsort der meisten Nadwarer Familien bekannt, demzufolge 1987 eine Partnerschaft zwischen Neibsheim und Nadwar zustande kam. Seine Tätigkeit wurde mit vielen Auszeichnungen anerkannt, er wurde zum Ehrenbürger von Nadwar ernannt.

Ruhe in Frieden!

In stillem Gedenken

IN MEMORIAM OTTO JÜRGEN SCHUMBURG (*11.03.1937 +10.05.1981)

Es war der 10. Mai 1981 – der Tag des internationalen Motorbootrennens auf der Donau in Baja / Ungarn.

Dabei ereignete sich ein tödlicher Sportunfall. Der erfahrene Motorbootfahrer Otto Jürgen Schumburg ist ums Leben gekommen. Der tragische Unfall hat die anwesenden Sportfreunde schockiert. Das Rennen wurde sofort abgebrochen. Der aus Menz bei Magdeburg/Sachsen-Anhalt stammende Familienvater, Sportler, Fleischermeister und Inhaber eines Familienbetriebes mit sehr langer Tradition hat seine Frau Siegrid, seine Söhne Myke, Tammo und Mirko hinterlassen.

Der seit 1960 aktiver Motorbootrennfahrer war dreimaliger Meister, viermaliger Vizemeister, zweiter beim Pokal der sozialistischen Länder im Jahre 1977, Mitglied im Nationalteam der DDR. Rennen im „westlichen Ausland“ wurde ihm seitens der DDR-Behörden untersagt. Er war ein sehr aktiver, in der Gemeinschaft der Motorbootfahrer beliebter richtiger Sportmann. Seine Familie und seine Sportfreunde waren immer im Vordergrund, für die er lebte und arbeitete. Sein Wille und seine Kraft haben ihm zahlreiche sportliche Erfolge gebracht. Ein Mensch, der für den Nachwuchs immer ein Herz hatte.

Otto Jürgen Schumburg gedachten am 02. März 2015, kurz vor seinem Geburtstag – am Unfallort, am Donauufer in Baja – seine Familie, Witwe Siegrid, Sohn Myke, Schwiegertochter Yvonne und Enkelkinder Desiree und Christopher.



HeLi

Die

Batschkaer Spuren

Können auch im Internet gelesen werden!

Besuchen Sie unsere Webseite

www.batschkaerspuren.fw.hu

und geben Sie die Nachricht auch Ihren Bekannten weiter!

Schmunzelecke

Mama hat den süßen Hasen geschlachtet und zum Abendbrot gemacht. Da die Kinder dieses Tier sehr lieb hatten, verheimlicht sie ihnen die Wahrheit. Der kleine Junge isst mit viel Appetit und fragt seinen Papa, was sie da denn essen würden. Papa ganz stolz: "Ratet doch mal. Ich gebe euch einen Hinweis, ab und zu nennt Mama mich so." Plötzlich spuckt die Tochter alles aus und sagt zu ihrem Bruder: "Iss das bloß nicht, das ist ein Arschloch!"



Lehrer: "Ich hoffe, dass ich dich in Zukunft nicht mehr beim Abschreiben erwische."
Schüler: "Ja, das hoffe ich auch."

"Herr Doktor, ich habe jeden Morgen um 7 Uhr Stuhlgang!"
"Ja, aber das ist doch sehr gut!"
"Aber ich steh doch erst um halb 8 auf!"



Frau Simone, wenn Sie mich so anlachen, wünschte ich mir, dass Sie mich besuchen kommen.
"Sie Schmeichler, Sie."
"Nun ja, wie man es nimmt - ich bin Zahnarzt..."

Der berühmte Komponist wird interviewt.
"An meinem Wiegenlied habe ich fast drei Jahre gearbeitet," sagt er ins Mikrofon.
"Warum so lange?", wundert sich der Reporter.
"Weil ich dabei immer eingeschlafen bin."



Zwei Schuljungen unterhalten sich:
"Was macht ihr denn gerade in der Schule durch?"
"Das Kapital von Karl May."
"Aber das ist doch nicht von Karl May, sondern von Karl Marx!"
"Ach so deshalb! Wir sind schon auf Seite 200 und noch keine Indianer..."

Die Krankenschwester versucht einen Patienten aufzuwecken. Da fragt der Pfleger:
„Was machen Sie denn da?“
Die Schwester: „Ich muss ihn unbedingt wachkriegen, er hat vergessen seine Schlaftabletten einzunehmen.“



Nachts bei der Verkehrskontrolle. Der Autofahrer hat keine Papiere. Sagt der Polizist: „Wir müssen Ihre Personalien überprüfen. Wie heißen Sie?“ – „Franz Beckenbauer.“ – „Sie wollen mich wohl veräppeln? Den kenne ich doch. Also, noch mal, wie heißen Sie?“ – „Johann Wolfgang von Goethe.“ – „Na also, geht doch.“



Treffen sich ein Glatzkopf und ein Rothaariger.
„Na, wollte dir der liebe Gott keine Haare schenken?“, fragt der Rothaarige hämisch.
Antwort: „Doch! Rote! Aber die wollte ich nicht.“

Drei Männer sind auf einer einsamen Insel gelandet. Kommt eine Fee vorbei: „Ihr habt jeder einen Wunsch frei!“
Der Erste ruft: „Ich will hier weg – ganz schnell.“ Weg ist er. Darauf der Zweite: „Ich will hier auch weg.“ Er verschwindet ebenfalls. Der Dritte schaut sich um und sagt: „Ach Mensch, das ist ja jetzt öde hier. Ich hätte gern meine Kumpels zurück!“

Aus tem Briefkaschte



Liewr Fraind Stefan,

stell dir vor, vorigi Woch' hab' ich zwaa Briefe kriegt. Naa, naa nit vun dir, ich bin jou froh, wenn du manchmoul uf mei Briefe antworte tuosch. Zwaa richtigi Briefe hab' kriegt, nit vum Steueramt un aa nit vun tr Bank, sondern vun Bekannti.

Tes kummt nämlich selten vor. Die Kommunikation zwische t Mensche hot sich in tr letschti Zeit daitlich vrändert. Es ware jou ka Briefe und Poschkarte mehr k'schriewe, mr ruft aafach aan, weil tes jou viel schnellr isch. In tr Schul hot schon a jedes Klaakind a Handy und maant, tass es ohne tes Gerät nit lewe kann. Tes koscht natürlich aa Geld, awr tes wart schon in tr Familienplanung eikalkuliert.

Vieli hen jou schon teni "kscheidi Telefone" un mit teni kann mr jou schon alles mache, ins Internet geh und sogar mit Leit vun am anre Erdteil rede.

Ich persönlich schreib liewr a Imejl (E-mail), tes koscht jou nix - mr sin toch Schwowe, nit woar? - geht schnell un schaat trotzdem so aus wie a Brief. Ter kummt glei aa und mr kann aa glei antworte, wenn mr grad am Kompjutr sitzt.

Bei tr jungi Lait geht tes noch schnellr, die kommuniziere jou im Feesbuk (Facebook). Dart kann mr jou schreibe, was mr will und wie mr will. Dart zählt die Form nit und leidr die Rechtschreibung aa nit. Far manchi isch nar wichtig, dass aali wisse, was sie grad mache, mit wem, wohie un warum sie grad gehn odr ob sie grad a Furz im Arsch hen.

Ich schlag dir vor, dass mr in tr Zukunft Imejls (E-Mails) schreibe, tes geht schnellr, mr muos nit uf die Poscht gehn un mr muos aa ka Briefmarke kaafe. Wenn awr willsch, kannsch mr natürlich zu Oschtern noch a Kart' schreibe.

Bis tann grießt tich dein Fraind

tr Manfred Mischke



Liewr Fraind Mischke,

's war schon tie hächscht Zeit iwrstella uns zum Kompjutr, mir messa toch aa mit ter Technik schritt halda...

Ich erinnere mich gar net mehr, wann ich letscht'mal aan Brief kriegt hew. Awr ich kann mich noch erinnere, wie stark ich in mai Jugendzeit uf Briefe g'wart' hew! Un wie traurig ich war, wenn ter Brief net khumma is'!

Wie ich fun mai Großeldra erfahre heb, hen tie Schwaawa wenig Briefe g'schriewa, (tie Stembl wara teier..), wann etwas Wichtiges passiert is, z.B. wann jemand gstarwa is, odr g'heirt hat, (odre tie Kuh vreckt is...), hen sie mit Fremdi Nachrichte gschickt. Solichi Fremdi wara oft tie Kupezza un anri Kaufmännr. Die Neijichkeida un Nachrichte' hen sie tann in tr Kerich nach ter Mess' weitergewa. Unr'm Krieg hen besondrs tie Eisebahner tie Nachrichte uffg'numma, weidrgschickt un ausg'richt'. Mai Großeldra hen oft erzählt, wie tie Verschleppti Schwaawa nach am Krieg vun Russland vum malenki Robot entlasse sain un in Debrecen im Samm'llager vrtaalt wara, hen tie Eisebahner tie Nachricht gebracht. Tes hat sich tann Blitzschnell im Tarf v'rbreitet. In ten nächschti Taeg hen schon alli g'wisst, mit welch'm Zug sie khumma! Alli wara am Bahnhof, un vieli hen messa tart erfahre tie sie g'wart hen, tie sain schon drauß g'starwa, un vieli sain vun kha Mensch g'wart', wal tie Angehörige nach Teitschland vrtriwa wara, un vun tena war aa kha Nachricht... In unsrem Tarf sain vun Russland iwr 100 jungi Männr un Weiwr net haamkhumma. Kansch varstella, was ein Schicksalschlag tes war, wieviel Waisekinnr un Witwe?.... Mai Modr un Großfadr war aa im Donez-Becken in a Kohlegrube, tie Mami is haamkhumma, ter Otati net. Un'r tie 3 Jahr hem'r kha Nachricht kriegt vun ten Verschleppti. Zwa Jahr nach'm Krieg (1947) hat sich verbreitet, turch's Rodi Kreiz khamr Brief schreie tena Vrschleppti. Mir sain mit Fadr un Prudr in Baja zu anam Fotograf (Abnem'r) g'gange, hen a schenes Pild gmacht, un fartg'schickt: tie Mami soll toch seega, wieviel mir g'wachse sain... awr nie hat sie tes erhalte. 3 Jahr lang hen sie in tem Lager iwrhaupt kha Brief kriegt!

Ob mir heut tes noch erlewa odr aushalte khennt, waas ich net. Ich maan unsr Jungi – mit ehna kscheidi Telefona – khenna tes net aamal varstella...

Zur Oschtra schick ich dir a scheni Kart'!

Bis tart winsch ich dir alles Gute!

Stephanvett



Spenderliste



Da alle unsere Leser unsere Zeitschrift kostenlos bekommen, sind wir auch auf Ihre Spende angewiesen!
Die Postgebühren können wir leider nicht übernehmen. Bitte überweisen Sie den Jahresbetrag, wenn Sie die Zeitschrift per Post bekommen: In Ungarn: 1000 Ft/ nach Deutschland: 30 Euro
Bitte geben Sie bei Verwendungszweck an: "Für die Herausgabe der Zeitung/Az újság kiadásának támogatására"

Unsere Kontonummer: OTP 11732033-20003067 **Bácskai Németekért Közalapítvány**

International: IBAN HU80 1173 2033 2000 3067 0000 0000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Seit Dezember 2014 sind von folgenden Lesern Spenden eingegangen:

Anton Zorn – Baje Endre Manz – Baje Christiann Kling – Baje Stefan Hefner – Baje Anton Engert – Gara Frau Anna Nádai – Gara Bakos Gáborné – Hajosch Fam. Antal Ginder – Baje Hargitai Andrásné	Andreas Schmid – Sakedal/Szakadát Frau Maria Hellenbarth geb. Müller – Waschkut Frau Rosalia Schopper geb. Berki – Waschkut Katharina Hrubí – Waschkut/Dürrrohrsdorf- Dietersbach Paul Umehoffer – Hajosch Páncsics Istvánné – Tschawal	Matthias Muth – Baje/Deutschland Ulrike Finn – Baje/Deutschland Stefan Schwob - Deutschland Barbara Kaschkat – Baje/Deutschland Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen durch den Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des Komitates Bács-Kiskun Deutsche Selbstverwaltung Baja Ungarndeutsches Bildungszentrum Baja
--	---	---

**Die Druckkosten der Nummer 38 der Batschkaer Spuren wurden von Frau Dr. Elisabeth Knab finanziert.
Herzlichen Dank für die wertvolle Förderung!**

Impressum

„Batschkaer Spuren“

erscheint viermal im Jahr.

Redakteur:

Alfred Manz

AutorInnen und MitarbeiterInnen der Nummer 38:

Andrea Bakonyi, Wilhelm Busch, Magdalena Elmer-Szeifert,
Ludwig Fischer †, Frau Elisabeth Fischer, Josef Gaugesz,
Konrad Gerescher †, Hans Glasenhardt, Kinga Ginder-Tímár,
Norbert Hamhaber, Georg Heffner, Leni Heilmann-
Märzweiler, Eva Huber, Elisabeth Kemmer, Elisabeth
Knödler, Karl Major, Edina Mayer, Kocsisné Vidra Rita, Dr.
Monika Jäger-Manz, Josef Michaelis, Stefan Raile, Terézia
Ruff, Margit Schultheisz, Stephan Striegl, Theresia Szauter,
Noémi und Melinda Szél, Maria Thurn-Szorg

ISSN 1787-6419

Anschrift: 6500 Baja Duna u. 33

Tel. aus Ungarn 06/79/520 936

Tel. aus Deutschland 0036/79/520 936

E-Mail: alfredmanz@gmail.com

**Herausgeber: Gemeinnützige Stiftung für die
Ungarndeutschen in der Batschka**

Unterstützung:

Deutsche Selbstverwaltung Baja

Ungarndeutsches Bildungszentrum

Verband der Deutschen Selbstverwaltungen des
Komitates Bács-Kiskun

Druck: Apolló Média Digitális Gyorsnyomda

Baja, Kossuth L. u. 11 Tel.:+36(70)340-4824, www.apollomedia.hu

Für Spenden sind wir jederzeit sehr dankbar!

Kontonummer:

OTP 11732033-20003067

IBAN HU80 117320332000306700000000

SWIFT KOD(BIC): OTP VHUHB

Bácskai Németekért Közalapítvány

Namentlich gezeichnete Beiträge verantworten die Verfasser.

Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen und stilistische
Änderungen vor.

Wir empfehlen

Deutschsprachiger katholischer Gottesdienst:

Um 10 Uhr 30 am 1. und 3. Sonntag des Monats in der
Innenstädtischen Kirche in Baja

Um 7 Uhr 30 am 2. und 4. Sonntag des Monats in der
Antoni-Kirche in Baja

Ungarndeutsche Medien:

Neue Zeitung – Wochenblatt der Ungarndeutschen

www.neue-zeitung.hu

Unser Bildschirm – Deutschsprachige Fernsehsendung
dienstags 12:55 im mtv1; Wiederholung: mittwochs 6:00
im Duna TV.

Radio Fünfkirchen – Deutschsprachige Radiosendung,
täglich zwischen 10.00-12.00 Empfang: MW/AM 873 Khz

www.zentrum.hu – Informationen über die
Ungarndeutschen

Liebe LeserInnen,

falls Sie irgendwelche Ideen zur Gestaltung unserer
Zeitschrift haben oder gerne etwas veröffentlichen
möchten (Wünsche, Mitteilungen usw.) rufen Sie uns an,
schicken Sie eine E-Mail oder einen Brief.

Wenn Sie noch keine Zeitschrift bekommen haben, können
Sie sich eine kostenlos in der **Bibliothek des
Ungarndeutschen Bildungszentrums bei Endre Öry
bzw. Josef Emmert oder bei Eva Huber** besorgen oder
auf Wunsch schicken wir sie Ihnen per Post zu, in diesem
Falle müssen die Postgebühren von Ihnen übernommen
werden.

**Spuren suchen,
Spuren hinterlassen!!!**

**Die geplante Erscheinung unserer nächsten
Nummer: Juni 2015**

Wir gratulieren

Doppelter Kindersegen in der **Familie Hefner** in Baje! In der gleichen Nacht haben die Enkelkinder von **Margó und Stefan Hefner** das Licht der Welt erblickt.



Links: **Daniel Hefner** – der Sohn von Adrienn und Stefan Hefner – ist am 12. 12. 2014 in Budapest geboren.



Rechts: **Adam Hefner** - der Sohn von Éva und Robert Hefner - ist am 13.12. 2014 in Darmstadt geboren.

**Wir gratulieren den Eltern und Großeltern und wünschen der ganzen Familie viel Glück und gute Gesundheit!
Jungs, nur so weiter!!!!**



Fotomontage: J. Gaugesz



Paul Umenhoffer Fasching



Jesus stirbt am Kreuze



Jesus wird vom Kreuze genommen

Stationenbilder in der Wemender Kirche